6137

…schrift

Mch (b) 37

II 12 E 14

Das galante Sachsen.

Geheime Chronik des sächsischen Hofs unter den Churfürsten Johann Georg IV. und Friedrich August II., König von Polen.

Von

Carl Ludwig Freiherrn von Pölnitz.

Neue Uebersetzung.

Stuttgart,
bei Karl Erhard.
1837.

STUDIEN ... PASSAU
Bibliothek der Philos.-theol. Hochschule Passau

Staatl. Bibliothek Passau

A, EC

Vorwort.

Es hat einen gewissen Reiz für das Auge, das sich literarischen und socialen Bewegungen gerne zuwendet, von Zeit zu Zeit umzublicken und, den Augenblick dieses Stillestehens fixirend, um einen namhaften Zeitraum, mit dem die Menschen gewöhnt sind gewisse Vorstellungen und Ahndungen zu verbinden, zurückzugehen; ich möchte dieß eine Ruhebank im Wege des Geschichtsforschers nennen, auf welcher sich Anknüpfungen und Vergleichungspunkte ergeben, wohl geeignet, eine müßige Stunde der Rast mit Nachdenken auszufüllen.

Es sind gerade hundert Jahre, seit das berüchtigte Buch, welches diese Zeilen von Neuem in's Publikum begleiten sollen, zum ersten Mal in deutscher Uebersetzung erschien; die Saxe galante hatte zwei Jahre vorher die politische Lesewelt überrascht.

Baron Pölnitz, einst das Wunder seiner Zeitgenossen, ist jetzt vergessen, ein warnendes Beispiel für jeden, dem es gelungen ist, die Augen der Mitwelt in einem so vollendeten Grade auf sich zu ziehen. Wer alles, was die Mitwelt wissen will, gesagt hat, der hat oft der Nachwelt nichts mehr zu sagen.

Und doch tritt das galante Sachsen, gewiß von Niemand erwartet, nicht ohne einen einleuchtenden Grund der Rechtfertigung vor die Augen der heutigen Welt: so viel auch in seiner Form Romanhaftes seyn mag, so fehlt es ihm doch nicht an innerer Wahrheit, die es geeignet macht, einen Sittenspiegel des damaligen deutschen Hoflebens vorzustellen, für welches der sächsische Hof, wenn wir ihn auch als Superlativ nehmen, doch immerhin als Typus gelten kann; und wem muß es nicht interessant seyn, jene Weiberhegemonie, jenen kolossalen Aufwand in Festen und Geschenken mit anzusehen, die naive Offenheit, mit welcher alles getrieben wurde, mit dem zu vergleichen, was in unserer Zeit für recht und anständig gilt, und sich zu überzeugen, wie sehr der orientalische Zuschnitt des

lieben Vaterlandes, für die nächste Zeit wenigstens, abendländisch geworden ist.

Wenn wir den Verstorbenen, der in der fashionabeln Literatur von heute geistet, mit Julius Weber, der die Briefe des reisenden Deutschen schrieb, zusammenmengen und das Ragout mit dem Geist des achtzehnten Jahrhunderts anfeuchten, so haben wir ein Gebräu, welches den Verfasser der Saxe galante deutlich genug vorstellen mag. Von dem Erstern der genannten Schriftsteller hat er das Aristokratisch-Pikante, von dem Andern das Skurrile, Kuriositätenjägerische; Beide haben ihr Publikum vielfältig ergötzt und entzückt, möge denn auch ihrem Prototyp, wie es hier in seiner erneuerten Gestalt erscheint, eine günstige Aufnahme zu Theil werden! und möge der Geschmack der Welt hierin erkennen, daß seine Grundlagen immer dieselben sind!

Es wäre wohl der Mühe werth, die übrigen Schriften des Barons von Pölnitz, von denen so

mancher Kenner, ohne sie zu kennen, spricht, einer Sichtung zu würdigen; seine Memoiren, da sie von der ganzen Welt mit einer so geräuschvollen Aufmerksamkeit aufgenommen worden sind, müssen uns um so mehr wenigstens ein indirektes Interesse gewähren.

Seinen Lebenslauf möge man im Conversations-Lexicon nachschlagen: er eignet sich ganz besonders für die Theilnahme der jetzigen Welt, da er sehr viel Mythisches enthält. Man darf sich übrigens durch jenes bekannte Zeugniß Friedrichs des Großen, wenn es überhaupt ächt ist, nicht allzusehr gegen ihn bestechen lassen, da es aus einer Zeit stammt, in welcher das oberste Prinzip aller gesellschaftlichen Kollisionen war, einander um jeden Preis niederzuwitzeln, eine Taktik, wobei ein Fürst jedenfalls immer den Vortheil besaß, ein Terrain in der Reserve zu haben, auf das ihm sein Gegner nicht folgen konnte, ohne den Hals zu brechen.

Uebrigens ist die Satyre so kaustisch und so ganz im Geiste Friedrichs abgefaßt, daß ihre Mitthei-

lung dem einen und andern Leser, der sie noch nicht kennen sollte, nicht vorenthalten werden darf.

„Abschied für den Baron von Pölnitz.

„Wir Friedrich von Gottes Gnaden, König von Preußen rc. rc., thun kund und fügen hiemit zu wissen, daß, nachdem der Baron von Pölnitz, aus Berlin gebürtig, und, so viel uns bewußt, von ehrlichen Eltern erzeugt, Unserem seligen Herrn Großvater als Kammerjunker, der Herzogin von Orleans in eben diesem Charakter, dem Könige von Spanien als Oberster, dem letztverstorbenen Kaiser als Rittmeister, dem Papst als Kämmerer, dem Herzog von Braunschweig als Kammerherr, dem Herzog von Weimar als Fähndrich, Unserem in Gott ruhenden Herrn Vater als Kammerherr und endlich Uns als Ceremonienmeister gedient, und derselbe gesehen, daß alle militärischen Ehrenämter sowohl als die eminenten Chargen bei Hofe

vergänglich sind, folglich er der Welt überdrüssig und durch das üble Beispiel des neucreirten Kammerherrn Montholieu verleitet worden, allerunterthänigst Ansuchung zu thun, Wir möchten in Gnaden geruhen, ihm einen ehrlichen Abschied zur Aufrechthaltung seines ehrlichen Namens zu ertheilen;

„Wenn wir nun seinem Gesuch deferirt und ihm das verlangte Zeugniß seines Wohlverhaltens in Ansehung der importanten Dienste, so er Unserm königlichen Hause geleistet, nicht versagen mögen, zumalen er Unserm seligen Herrn Vater in die neun Jahre durch zuweggebrachte Kurzweile die Zeit vertrieben;

„So haben wir nicht entstehen können, gedachtem Baron das rühmliche Zeugniß zu geben, daß, so lange er in Unserem Dienste gewesen, er niemals einen Mord, noch Straßenraub begangen, Niemanden mit Gewalt den Beutel abgeschnitten, keine junge Mädchens genothzüchtigt, ingleichen Niemanden mit Gift vergeben, noch Jemand an Unserm Hofe gröblich verleumdet oder verkleinert, sondern sich so aufgeführt, wie es einem Galanthomme zukommt und seiner Geburt angemessen ist.

„Wie denn derselbe auch jederzeit einen ehrlichen Gebrauch derer ihm vom Himmel verliehenen Gaben gemacht und damit dem Zweck der Schauspiele nachgeahmt, welcher dahin zielet, den Menschen auf eine lächerliche Art die Fehler zu zeigen und sie zu bessern, auch die christliche Liebe so weit getrieben, daß er sogar denen Bauern einzureden gewußt, wie es laut dem Evangelio besser sei zu geben als zu nehmen.

„So hat er auch von dem Verzeichniß Unserer abgebrauchten Möbeln und Lustschlösser einen nutzenden Gebrauch zu machen gewußt, und endlich sich denen Leuten, welche zugleich sein böses Gemüth und gutes Herz kennen, durch seine Meriten nützlich und dienstfertig erzeiget.

„Wir geben auch gemeldtem Baron das Zeugniß, daß er Uns nie mehr als einmal zum Zorn gereizet, da seine lâche importunité alle Schranken des Uns schuldigen Respekts übertreten und die Gräber Unserer Vorfahren profaniren und schänden wollen.

„Weilen aber die schönsten Länder unfruchtbare Gegenden und die Gemälde der erfahrensten Meister

ihre Fehler zu haben pflegen, so wollen wir auch die Fehler des gedachten Barons vergessen, und ihm hiemit, wiewohl ungern, den gebetenen Abschied ertheilen. Wollen auch überdem die ihm anvertraut gewesene Charge gänzlich aufheben, damit dessen Andenken bei den Menschen ausgerottet werde, weil Wir nicht dafür halten, daß nach mehrgedachtem Baron Jemand würdig sei, damit bekleidet zu werden."

Potsdam, den ersten April 1744.

Friedrich."

In Beziehung auf Pracht und Galanterie hat es Sachsen von jeher allen deutschen Staaten zuvorgethan; besonders aber war dieß in den Zeiten der Churfürsten Johann Georg IV. und Friedrich August, Wahlkönigs von Polen der Fall. Letzterer war galant, schön und verliebt; und bei aller seiner Unbeständigkeit in der Liebe immer so zärtlich, wie wenn die Freuden derselben ihm etwas Neues wären.

Nie hat eine fürstliche Familie so viele hübsche Damen, so viele schöne Herrn in ihrer Mitte gezählt; die Natur schien ihr besonderes Vergnügen daran zu haben, die Hauptpersonen dieses Hofs mit allen ihren Gunstbezeugungen zu überschütten. Die Prinzen des churfürstlichen Hauses übertrafen alle andern, und die Prinzessinnen waren die schönsten Damen ihrer Zeit.

Johann Georg IV. bestieg noch in zarter Jugend den Thron seiner Väter. Die Natur hatte ihn mit Eigenschaften ausgestattet, die ihn zu einem liebenswürdigen Fürsten gemacht hätten, wenn er sich nicht von einer herrischen, hochmüthigen, rachsüchtigen, übellaunigen Maitresse, die Alles ihrem Ehrgeiz und ihrem Interesse aufopferte, und der Nichts heilig war, sklavisch hätte leiten lassen. Dieß war das Fräulein vou Neitsch, die eine so unumschränkte Herr=

schaft über den Fürsten besaß, daß Manche glaubten, es stehen ihr übernatürliche Mittel zu Gebot.

Der Prinz Friedrich August sah die Anhänglichkeit seines Bruders an diese unwürdige Maitresse mit dem größten Mißfallen. Er schmeichelte sich, ihn von dieser Grille abzubringen, wenn er ihn bewegen könnte, eine Prinzessin zu heirathen. Obschon dieß gegen sein Interesse war, so drang er doch in seinen Bruder, sich zu verehlichen; denn die persönlichen Vortheile galten bei dem großherzigen Manne Nichts gegen das Wohl des Staats und den Ruhm seines Hauses.

Bei allem ihrem Einfluß auf den Churfürsten durfte es Fräulein von Neitsch doch nicht wagen, die Ehe zu hintertreiben. Nach dem Rath seiner Minister fiel die Wahl auf Eleonore von Sachsen-Eisenach, Wittwe des Markgrafen von Brandenburg-Anspach, eine wegen ihrer Herzensgüte allgemein verehrte, wegen ihrer Schönheit allgemein bewunderte Prinzessin. Ihr Gemahl war der Einzige, den ihre Vorzüge unempfindlich ließen: obschon sie durch Sanftmuth, Gefälligkeit und eine grenzenlose Geduld seine Freundschaft zu erwerben suchte, so konnte sie ihn doch nie von dem unglückseligen Bande losmachen, das ihn an Fräulein von Neitsch gefesselt hielt. Sie mußte sich glücklich schätzen, wenn diese übermüthige Maitresse, die ihr das Herz des Churfürsten geraubt, ihn nicht auch aufreizte, sie zu mißhandeln.

Die kläglichen Verhältnisse der Churfürstin gingen dem Prinzen Friedrich August nahe zu Herzen. Er hätte Mitleiden mit ihr gehabt, wenn sie auch nicht seine Schwägerin gewesen wäre. Er tröstete sie oft und gab sich viele Mühe, den Churfürsten freundlicher gegen sie zu stimmen; allein dieser schenkte seinen Ermahnungen kein Gehör und gab ihm eines Tags zur Antwort: er bitte ihn, sich nicht in seine Händel mit der Churfürstin zu mischen. „Wenn Sie verheirathet wären,“ setzte er hinzu, „so ließe ich Sie Ihre Frau nach Ihrer Art beherrschen; deßhalb muß ich bitten, daß Sie mich die meinige nach meinem Belieben behandeln lassen.“ — „Ich kann Sie keine Ungerechtigkeiten begehen sehen,“ erwiederte der Prinz, „und es liegt mir zu viel an Ihrem Ruhm, als daß ich es unterlassen könnte, Sie darauf aufmerksam zu machen, wie sehr Ihr guter Name durch die Mißhandlung einer liebenswürdigen Prinzessin um einer so unwürdigen Maitresse willen leidet. Ich maße mir nicht an, Ihnen Gesetze vorzuschreiben, und es sollte mir leid thun, wenn ich die Ihnen schuldige Ehrfurcht aus den Augen gesetzt hätte; allein ich glaube, Ihnen sagen zu können, daß Sie eine Gemahlin haben, die durch ihre Geburt, ihre Schönheit und ihre Tugenden wenigstens Ihre Achtung verdient.“ Der Churfürst, den diese Vorwürfe reizten, und dem Fräulein von Neitsch zugeflüstert hatte, es bestehe ein geheimes Einverständniß zwischen dem Prinzen und der

Churfürstin, blickte seinen Bruder mit zornfunkelnden Augen an. „Ha!" sagte er mit drohender Stimme zu ihm, „ich sehe Ihre Leidenschaft für meine unwürdige Gemahlin; aber ich werde mich Eurer Beider schon zu entledigen wissen!" Mit diesen Worten ging er eilends hinaus und lief nach dem Zimmer der Churfürstin, wo er mit unbändiger Wuth sich auf das Ruhebett seiner Gemahlin stürzte und sie mit seinem Degen durchbohrt hätte, wäre nicht glücklicherweise der Prinz, der seinen Jähzorn kannte und seine Absicht errieth, ihm nachgegangen und hätte ihn entwaffnet. „Nein, mein Bruder," rief er ihm zu, indem er ihm den Degen aus der Hand riß, „man soll nie von einem Churfürsten von Sachsen sagen, er sei der Mörder seines Weibes gewesen." Und als der Churfürst sich loswinden wollte und seine Gemahlin zu erwürgen drohte, ergriff ihn der Prinz mit der Kraft, die ihn vor allen Männern seiner Zeit auszeichnete, und trug ihn aus dem Zimmer. Der Churfürst, außer sich vor Wuth, sagte Alles zu ihm, was ihm sein Aerger eingab: allein der Prinz, der sein aufbrausendes Temperament kannte und wohl wußte, daß sein Herz in Bälde die Aeußerungen seines Zornes Lügen strafen werde, ließ ihn austoben und wich nicht eher von seiner Seite, als bis er ihn besänftigt hatte.

Von seinem Bruder hinweg ging der Prinz zur Neitsch. Er traf sie in Gesellschaft der Gräfin von Rochlitz, ihrer Mutter und würdigen Vertrauten. „Ich bin sehr erfreut, meine Damen," sagte er zu

ihnen mit einer Miene, auf der seine Verachtung gegen sie nicht undeutlich zu lesen war, „ich bin sehr erfreut, Sie beisammen zu finden; denn ich habe Ihnen Sachen zu sagen, die Sie Beide genau angehen. Der Churfürst hat so eben einige Aeußerungen gethan, aus denen die niederträchtigen Verläumdungen, womit Sie sein Herz vergiften, zur Genüge hervorgehen. Die Achtung, die ich ihm schuldig bin, hindert mich, Rache zu nehmen; ohnehin habe ich eine zu gute Meinung von ihm, um nicht zu glauben, daß er eines Tags die Fallen, die Sie ihm legen, kennen lernen und Sie für den Mißbrauch strafen werde, den Sie von seinem Vertrauen machen. Indeß will ich ihn hindern, eine Ungerechtigkeit zu begehen, und Ihnen wo möglich die Mittel rauben, die Tugend der Churfürstin zu verläumden. Zu diesem Zweck bin ich gewillt, die Hauptstadt zu verlassen. Aber bedenken Sie wohl, daß ich, während ich Ihrer Raubgier das Feld offen lasse, fortwährend ein Auge auf Ihre Complotte haben und sie zu vereiteln wissen werde. Deßhalb erkläre ich Ihnen, daß Sie mir für das Schicksal der Churfürstin haften müssen. Ich verlange von Ihnen, daß Sie sie des hohen Ranges froh werden lassen, den sie hier bekleidet. Wenn sich mein Bruder so weit vergessen sollte, sie während meiner Abwesenheit zu mißhandeln, so werde ich mich an Sie halten und seine Ungerechtigkeiten an Ihnen rächen. Sie kennen mich," fügte er mit drohender Stimme hinzu, „und dürfen überzeugt seyn, daß ich der Mann bin, mein Wort

zu halten." Ohne ihre Antwort abzuwarten, ging er nach Hause und traf Anstalten zu seiner Abreise.

Der Churfürst hörte den Entschluß des Prinzen, Dresden zu verlassen, sehr ungern. Sein Zorn war verraucht und die Freundschaft für seinen Bruder hatte ihre alte Stelle in seinem Herzen wieder eingenommen. Er bat ihn, ihn nicht zu verlassen: allein der Prinz ersuchte ihn so inständig um die Erlaubniß, sich auf einige Zeit zu entfernen, daß der Churfürst seine Einwilligung nicht versagen konnte. Er rüstete ihn sogar selbst mit allem Nöthigen aus, um mit der dem Bruder und muthmaßlichen Erben eines der mächtigsten Churfürsten des Reichs gebührenden Pracht im Ausland zu erscheinen.

Europa erfreute sich damals eines tiefen Friedens, so daß dem neugierigen Wanderer alle Länder offen standen. Er beschloß, die berühmtesten Staaten und Provinzen zu besuchen. Seine schöne Gestalt, Stärke, Gewandtheit, Prachtliebe und Feinheit des Benehmens erregten überall Bewunderung. Ueberzeugt, daß äußerer Glanz auf einer Reise oft mehr störend als förderlich sei, beschloß er, ein strenges Incognito zu beobachten, und gab sich überall für einen Grafen von Meißen aus, ein Name, der ihn eines lästigen Ceremoniels enthob und ihm dennoch eine ausgezeichnete Aufnahme sicherte. Er hatte unter diesem Namen mehrere Abenteuer, von denen ich einige der interessanteren dem geneigten Leser mittheilen werde.

Nachdem er die größten Höfe Deutschlands besucht hatte, ging er nach Holland, von da nach England und endlich nach Frankreich. Er hatte in allen diesen Ländern vielfache Liebeshändel; allein da diese blos Folgen vorübergehender Leidenschaften waren, an denen das Herz weniger Antheil hatte, als jene angeborne ritterliche Galanterie, die ihm nicht gestattete, müßig zu bleiben, so glaube ich, sie mit Stillschweigen übergehen zu müssen.

Eben diese Galanterie war es auch, was ihn zu einer Reise nach Spanien veranlaßte. Er hatte von der Schönheit der Spanierinnen und ihrer Art zu lieben so viel Reizendes gehört, daß er sich dieses Land als einen seiner würdigen Schauplatz dachte. Er kam nach Madrid am Vorabend eines großen Stiergefechtes, das der König Karl II. seiner neuen Gemahlin, Maria Anna von Neuburg, einer pfälzischen Prinzessin, zu Ehren veranstaltete. Als er gleich bei seiner Ankunft von diesem bevorstehenden Feste hörte, sagte er mit der freundlichen Miene, die ihn überall so beliebt machte, zu den Herren von seinem Gefolge: „Hier gibt es eine Gelegenheit, uns zu zeigen. Ich denke, wir wollen hier ein wenig von uns sprechen machen; wir brechen morgen einige Lanzen und opfern etliche Stiere zur Ehre unserer Geliebten." Seine Begleiter fanden diesen Plan gut und trafen sogleich Vorbereitungen, ihn auszuführen.

Am Tage des Gefechts erschien der Prinz mit sei-

nem Gefolge in prächtiger Rüstung auf der Plazza Majore, einem der größten und regelmäßigsten öffentlichen Plätze auf der Welt. Rings herum waren Schaugerüste und Amphitheater errichtet, auf denen eine unendliche Menge Personen zweiten Rangs stand. Die Balcone, womit alle Fenster versehen sind, die nach diesem Platze gehen, waren mit reichen Teppichen verziert. Aus denselben war eine namenlose Anzahl Damen zu sehen, die durch ihre Schönheit und die Pracht ihrer Kleidung einen bewundernswürdigen Anblick darboten.

Wenn der Prinz von Sachsen überrascht war, so viele hübsche Frauen zu sehen, so waren es die Zuschauer nicht weniger über seinen Anblick. Da er Nichts verabsäumt hatte, um an einem so festlichen Tage sich in seinem ganzen Glanze zu zeigen, so zog der Reichthum seiner Kleider und der edle Anstand, womit er auftrat, Aller Augen auf sich. Man fragte sich, wer der Unbekannte sei. Die Ankunft des Königs und der Königin wurde kaum bemerkt. Ihre katholischen Majestäten setzten sich auf einen von goldgestickten Teppichen strahlenden Balcon. Das Zeichen zum Kampf wurde mit Trompeten-, Pfeifen-, Pauken- und Trommelnschall gegeben. Die Ritter traten vor und das Gefecht begann. Der Prinz blieb einige Augenblicke Zuschauer; das Schauspiel war ihm ganz neu, er wünschte sich mit der Art dieses Gefechtes bekannt zu machen. Bald wußte er so viel als alle Kämpfenden. Er verließ seinen

Balcon, bestieg sein Pferd und zeigte sich vor den Schranken, die ihm sogleich geöffnet wurden. Er trat in den Kreis und verrichtete Wunder der Gewandtheit und Stärke. Mit einem Jagdmesser versetzte er einem dieser wüthenden Thiere einen so gewaltigen Stoß in's Genick, daß ihm der Kopf herabhing und es todt zu Boden stürzte. Die Spanier konnten ihn nicht genug bewundern und begriffen nicht, wie ein Nichtspanier so viel Muth und Gewandtheit haben könne.

Der König war höchlich verwundert und wünschte den Namen des merkwürdigen Fremdlings zu erfahren. Die Königin bezeugte denselben Wunsch, und Ihre Majestäten befahlen dem Marquis von Los-Velez, Kammerherrn mit dem goldenen Schlüssel, Erkundigung einzuziehen. Dieser Herr glaubte am Sichersten zu gehen, wenn er sich an den Unbekannten selbst wendete. Er redete ihn mit vieler Höflichkeit folgendermaßen an: „Ihr edler Anstand, mein Herr, Ihre Gewandtheit, der Muth, den Sie so eben an den Tag gelegt, haben Ihnen den Beifall sämmtlicher Zuschauer erworben und die Aufmerksamkeit Ihrer Majestäten verdient. Auf ihren Befehl nehme ich mir die Freiheit, Sie zu fragen, wer derjenige ist, den unsere Ritter als ihren Meister anerkennen und den wir Alle bewundern." Der Prinz antwortete bescheiden: „Er verdiene das Lob nicht, womit man ihn zu beehren die Güte habe. Was seinen Namen anbelange, so wisse er nicht, ob dieß der gehörige Ort sei, ihn Ihren Maje-

ståten kund zu thun; weil sie übrigens denselben zu erfahren wünschen, so bitte er sie unterthänigst, dem Prinzen von Sachsen zu verzeihen, daß er es gewagt habe, vor ihren Augen zu erscheinen, bevor er die Ehre gehabt, ihnen seine Ehrfurcht zu Füßen zu legen.“ Als der Marquis von Los-Velez diese Antwort Ihren katholischen Majeståten brachte, waren sie åußerst erstaunt, daß ein so hochgeborner Prinz es gewagt habe, mit den Stieren zu fechten, und ließen ihm deßhalb ihr Compliment sagen. Der König, dem das Ceremoniel nicht gestattete, ihn noch an demselben Tage zu sehen, that ihm zu wissen, er sei in seinen Staaten und an seinem Hofe willkommen, und es werde ihm ein großes Vergnügen seyn, wenn er ihn besuche. Die Königin, die dem Zwange der Etikette weniger unterworfen war, ließ ihm sagen, sie wünsche ihn noch an demselben Abend zu sprechen und er könne durch die geheime Treppe bei ihr eingeführt werden.

Der Prinz wurde am Eingang des Zimmers der Königin von der Gråfin von Berlips, Favoritin Ihrer Majeståt, die mit ihr aus Deutschland gekommen war, empfangen. Diese Dame führte ihn in das Audienzzimmer. Die Königin erwartete ihren Besuch stehend. In einiger Entfernung von Ihrer Majeståt befand sich rechts ihre Obersthofmeisterin, Katharina von Moncade-Arragon, Gemahlin des Herzogs von Fernandino. Links standen die Palastdamen und etwas mehr im Hintergrund die Kam-

merherrn. Der Prinz trat vor die Königin, sank nach spanischem Brauche mit einem Knie auf den Boden und verlangte, die Hand Ihrer Majestät zu küssen: allein sie wollte es nicht zugeben. Der Prinz bat dringend, sie möchte diese ihrem Rang und ihrer Schönheit gebührende Huldigung annehmen. Die Königin bot ihm ihre Hand, die er so ehrerbietig küßte, daß diese Fürstin, deren Herz er bereits durch seine Gewandtheit und seinen Muth gewonnen hatte, nun auch über die Feinheit seines Benehmens entzückt war. Ihre Freude hierüber, die außerordentliche Ehre, die sie dem Prinzen anthat, die Beweise des Wohlwollens und der Achtung, womit sie ihn überhäufte, lassen sich nicht beschreiben.

Während sie sich mit ihm unterhielt, hatten alle Damen ihre Augen auf den Prinzen geheftet und betrachteten ihn mit derselben Bewunderung, wie einst die Begleiterinnen der Statira den großen Alexander.

Unter der Menge von Damen, welche die Königin umgaben, bemerkte der Prinz eine, die durch ihre Schönheit alle andern verdunkelte. Er konnte nicht umhin, ihr einige Blicke zuzuwerfen, die von der Dame bemerkt wurden. Der Prinz hatte die Genugthuung, ihren Augen zu begegnen und zu sehen, wie sie dieselben erröthend niederschlug. Das Vergnügen, das ihm ihr Anblick gewährte, machte, daß sein Besuch alle Grenzen der gewöhnlichen Besuche überschritt; er

dauerte entsetzlich lang, und hätte nicht die Königin am Ende gesagt, es sei spät und die Stunde nahe heran, wo der König zu Nacht speise, so wäre der Prinz vermuthlich noch länger geblieben.

Obschon er blos mit der Königin gesprochen hatte, so hatte er doch auch die Damen mit solcher Grazie gegrüßt, daß sie entzückt waren und nicht genug zu seinem Lobe sagen konnten. Die Königin hörte mit dem größten Vergnügen das Lob eines Prinzen, der ihr Landsmann war, und sprach unaufhörlich von seiner Anmuth. „Ach!" sagte sie zu der Gräfin von Berlips, „welcher Unterschied zwischen unsern Prinzen und diesen Leuten!" Vielleicht meinte sie damit den König, ihren Gemahl, der klein, schwächlich, immer krank und übellaunig, und wirklich nicht der liebenswürdigste Mann war. Ueber das Nachtessen unterhielt sie den König von dem Prinzen von Sachsen. „Sein Geist und seine Feinheit," sagte sie, „entsprechen seiner schönen Gestalt; man kann ihn nur hochachten. Meine Frauen sind ganz entzückt von ihm und schwatzen mir unaufhörlich die Ohren von seinem Lobe voll. Ich glaube, sogar die Herzogin von Fernandino (setzte sie lächelnd und mit einem Blick auf diese Dame hinzu) hat Gefühle für ihn gefaßt, die ihr bisher vielleicht blos ihr Gemahl einflößen konnte. . . . ." „In meinem Alter, Madame," erwiederte die Herzogin mit einem Ernste, der sie nie verließ, „ist man über solchen Verdacht erhaben; und ich bin überzeugt, daß es bloßer

Scherz ist, wenn Ihre Majestät mich beschuldigt, ich hätte den Verdiensten des Prinzen von Sachsen mehr als die gebührende Achtung geschenkt. Nichtsdestoweniger gestehe ich Ihrer Majestät, daß ich ihn ganz für den Mann halte, ein Frauenherz leicht zu erobern; und wenn unsere jungen Damen meinen Rath beachten wollen, so vermeiden sie seine nähere Bekanntschaft." Die Herzogin hatte bei diesen Worten unaufhörlich ihre Tochter, die junge Marquise von Manzera angesehen, dieselbe Palastdame, die die Aufmerksamkeit des Prinzen so sehr gefesselt hatte. Sie bemerkte, daß die Marquise kaum die Augen aufschlug und wenn sie den ihrigen begegnete, schnell ihren Blick auf den Boden heftete und die Farbe wechselte. Mehr war nicht nöthig, um den Verdacht der Herzogin zu bestätigen. Sie hatte aus der Art, wie ihre Tochter den Prinzen von Sachsen angesehen, den Schluß gezogen, daß er Eindruck auf sie gemacht habe; besonders aber war ihr verdächtig, daß sie die Einzige war, die nicht vom Lobe des schönen Fremdlings überströmte. Sie beschloß, ihre Tochter zu beobachten und wo möglich vor dem Abgrund der Liebe zu bewahren. Eitle Vorsätze! Dieser verhängnißvolle Stern, der dem Herzen oft in einem Augenblick die Richtung auf das ganze Leben gibt, wirkte so mächtig auf die Marquise, daß es ihr eben so unmöglich war, ihrem Geschick zu entgehen, als der Herzogin von Fernandino, sie davor zu bewahren.

Indeß hatte der Prinz von Sachsen, der sterblich in die Marquise von Manzera verliebt war, nichts Angelegentlicheres zu thun, als sich nach ihrem Namen zu erkundigen und den Mitteln, sie seine Leidenschaft wissen zu lassen. Nach der Stelle, die er sie bei der Königin bekleiden sah, hatte er sie für eine der ersten Palastdamen gehalten. Er erfuhr am andern Tag, daß er sich nicht getäuscht, und einige junge Herrn, die ihn besuchten, sagten ihm nach seiner Schilderung ihren Namen und daß sie in drückender Abhängigkeit von einem eifersüchtigen Gemahl und einer strengen Mutter lebe, so daß sie allgemein für unzugänglich gelte.

Diese Nachrichten hätten jeden Andern, als den Prinzen von Sachsen, einschüchtern können; dieser war bei galanten Abenteuern ebenso unerschrocken, als später mitten im Schlachtengetümmel. Je schwieriger die Eroberung der Marquise war, um so mehr schien sie ihm seiner Bemühungen würdig.

Einige Tage vergingen, ohne daß er so glücklich war, sie zu sehen. Der König, den in der Nacht auf das Stiergefecht eine Unpäßlichkeit befallen hatte, hütete das Zimmer: die Königin wich nicht von seiner Seite, und die junge Marquise, die Dienst hatte, kam nicht aus dem Vorzimmer, wo sich der Prinz nicht zu zeigen wagte, weil er den König noch nicht begrüßt hatte.

Inzwischen brachte er in Erfahrung, daß die Marquise eine Kammerfrau habe, die ihr ganzes Vertrauen

besitze. Es war dieß eine alte Jungfer, die mehrere Nichten hatte, welche sie von der Freigebigkeit ihrer Gebieterin unterhielt. Er hoffte, diese gewinnen und durch ihre Vermittlung ein Verhältniß mit der Marquise einleiten zu können. Aber woher eine Gelegenheit, mit ihr zu sprechen? Er hatte keinen Zutritt in's Haus der Marquise und verstand nicht Spanisch. Auch ließ sich von der Frauensperson, die er zu seiner Vertrauten wünschte, nicht annehmen, daß sie eine fremde Sprache verstehe. Doch welche Schwierigkeiten überwindet die Liebe nicht? Nach reiflicher Ueberlegung seines Operationsplans beschloß er, seine Leidenschaft einem Bettelmönch, Namens Recollet, zu gestehen, einem gebornen Italiener, und einem der schamlosen Intrikanten, die sich durch Nichts einschüchtern lassen. Er kam täglich zu dem Prinzen, um für einige Blumen, die er ihm brachte, seine Freigebigkeit in Anspruch zu nehmen. Diesem eröffnete er sich und gab ihm auf, sich im Hause der Marquise auf Kundschaft zu legen; und der diensteifrige Mönch brachte ihm bald die Nachricht, daß Donna Lora (so nannte sich die Vertraute der Marquise) viel zu habsüchtig sei, um sich den Absichten des freigebigen Prinzen lange zu widersetzen. Er rühmte ihr sehr, wie viele Geschenke er schon von ihm erhalten habe. „Er gibt mir," sagte er zu ihr, „an Einem Tage mehr, als alle spanische Granden zusammen in einem ganzen Jahr." Sodann sprach er von der schönen Gestalt des Prinzen und erzählte ihr

so viele Wunder von seiner Stärke, daß sie eben so erstaunt als entzückt war. Die alte Lora hinterbrachte das Alles der jungen Marquise, die ihr mit ungemeiner Aufmerksamkeit und außerordentlichem Vergnügen zuhörte. Wenn Donna Lora nichts Neues mehr zu erzählen wußte, so sagte ihre Gebieterin verdrießlich: „Nun denn! hast du mir Nichts mehr von dem schönen Fremdling zu sagen?“ Diesen Namen hatten die Damen von Madrid dem Prinzen gegeben.

Nach der Wiedergenesung des Königs zeigte sich der Prinz öffentlich am Hofe. Er erschien unter dem Namen eines Grafen von Meißen und wurde von dem Grafen von Benavente eingeführt. Im Vorzimmer traf er den Herzog von Montalto und eine Menge Herrn, die ihn erwarteten. Der König empfing den Prinzen in seinem Kabinet; er stand mit bedecktem Haupte an einen Tisch gelehnt und hatte zu seiner Rechten einen Lehnstuhl. Er nahm seinen Hut ab, als der Prinz seine zweite Verbeugung machte. Dieser sprach italienisch; der König antwortete ihm spanisch, sprach aber später ebenfalls italienisch. Er hieß ihn sich bedecken und befahl allen Anwesenden, so wie sämmtlichen Hofbeamten, ihm dieselben Ehrenbezeugungen zu erweisen, wie den Prinzen von Geblüte. Sodann ersuchte er den Prinzen, zu der Königin zu gehen, die ihn ungeduldig erwarte, und ihr die Hand zu küssen. Der Prinz dankte dem König für seine außerordent-

liche Güte, und der Graf von Benavente meldete ihn bei der Königin an.

Alle Herrn, die im Zimmer des Königs waren, begleiteten den Prinzen in das Zimmer der Königin. Ihre Majestät empfing ihn mit denselben Zeichen von Achtung, womit sie ihn das erste Mal beehrt hatte. Während er mit der Königin sprach, suchte der Prinz mit seinen Augen die Marquise von Manzera. Es kostete ihn keine Mühe, sie aus der Menge herauszufinden, und er hatte das Vergnügen zu bemerken, daß sie ihn mit großer Aufmerksamkeit betrachtete. Dieß war aber der einzige Vortheil, den er an diesem Tage erhalten konnte; es gelang ihm nicht, mit ihr zu sprechen.

Nachdem er sich von der Königin verabschiedet, begab sich der Prinz in den Palast der Königin-Mutter, Mariane von Oesterreich, Wittwe Philipps II. Er wurde von dieser Fürstin ebenfalls auf's Ausgezeichnetste aufgenommen. Sie erinnerte sich, in Wien den Churfürsten Johann Georg III. kennen gelernt zu haben, und war sehr erfreut, seinen Sohn in Madrid zu sehen.

Am folgenden Tag veranlaßte die regierende Königin, die jung, schön und vergnügungssüchtig war, ihren Gemahl, einen Ball zu geben. Der Prinz von Sachsen wurde dazu eingeladen. Er erschien in einem Aufzug, der seine schöne Gestalt auf's Vortheilhafteste hervorhob. Da der König nicht tanzen wollte, so er-

öffnete der Prinz den Ball mit der Königin und fragte sie, als er sie auf ihren Platz zurückführte, welche Dame er jetzt nehmen solle. Die Fürstin erwiederte, sie wolle ihm nichts vorschreiben, er könne diejenige wählen, die er für die schönste halte. Der Prinz verbeugte sich tief, ging, ohne lange zu suchen, auf die Marquise von Manzera zu, grüßte sie ehrerbietig und sagte zu ihr: „Die Königin hat mir befohlen, Madame, mit der schönsten Dame in dieser Versammlung zu tanzen. Ich zweifle nicht daran, daß Ihre Majestät mir die Marquise von Manzera bezeichnen wollte ....“ —„Ich glaube nicht, mein Herr,“ erwiederte die Marquise, „daß die Königin Ihre Wahl gut findet, und ich fürchte sehr, Ihre Majestät möchte es übel nehmen, daß Sie ihren Befehlen so schlecht nachkommen ....“ „Die Königin hat zu viel Geschmack, Madame,“ entgegnete der Prinz, „um nicht zuzugeben, daß Sie die vollkommenste Frau in allen ihren Reichen sind; und wenn sie auch diese Billigkeit nicht hätte, so würde mich dieß nicht hindern, Sie für die ausgezeichnetste Dame auf der Welt zu erklären, welche dieselbe Ehrfurcht verdient, die man den Göttern schuldig ist.“ Die Marquise stellte sich, als ob sie den Prinzen nicht gehört hätte, obschon sie ihn recht wohl verstand. Sie ging mit ihm bis an's Ende des Saals und tanzte sodann mit solcher Grazie, daß der Prinz voll Entzücken und Bewunderung vergaß, wo er sich befand, und ausrief: „Großer Gott! ist's möglich, daß du so viele Grazie

mit solcher Schönheit vereinigen konntest!" Dieser Ausruf machte die Marquise feuerroth und entging der Herzogin von Fernandino, ihrer Mutter, nicht. Die alte Dame bekümmerte sich sehr, weil sie voraussah, daß, wenn der Prinz von Sachsen sich einige Zeit am spanischen Hofe aufhalte, ihre Tochter seinen Verfolgungen ausgesetzt seyn werde. Am verdrießlichsten aber war für die Marquise, daß ihr Gemahl die Aeußerung des Prinzen gehört hatte. In einem Anfall schrecklicher Eifersucht ging er auf sie zu und befahl ihr barsch, nicht mehr mit dem Prinzen zu tanzen. Die junge Marquise, welche die üble Laune ihres Gemahls kannte, wurde durch diesen Befehl nicht überrascht; sie setzte sich still gehorchend hinter den Lehnstuhl der Königin und rührte sich den ganzen Abend nicht mehr. Doch konnte sie sich das Vergnügen nicht versagen, den Prinzen mit Augen anzusehen, die ihm deutlich zu verstehen gaben, daß seine Worte sie nicht beleidigt hatten. Er hätte gerne mit ihr gesprochen, allein sie wich seinen Blicken so ängstlich aus, daß er nicht beikommen konnte.

Indeß hatten seine Aeußerungen ganz den gewünschten Eindruck hervorgebracht und sie vollkommen von seiner Leidenschaft überzeugt. Das Benehmen des Prinzen entsprach seinen Worten zu genau, um der Marquise noch einen Zweifel zu lassen. Er hatte ihr Herz gefesselt; nur wollte sie ihm keinen Beweis in die Hand geben. Das war ein Unter-

nehmen, dessen Schwierigkeiten sie noch nicht kannte; doch hoffte sie, zu ihrem Zweck zu gelangen, wenn sie die Gesellschaft des Prinzen vermiede. Eine leichte Unpäßlichkeit diente ihr eine Zeit lang zum Vorwand, zu Hause zu bleiben und alle die Orte zu vermeiden, wo sie ihm zu begegnen fürchtete. Sie that noch mehr: sie befahl der Donna Lora, in ihrer Gegenwart nie mehr von dem Prinzen zu sprechen. „Ich will nun einmal," sagte sie, „diese Idee aus meinem Herzen vertilgen." Allein Donna Lora, die der Prinz durch seine Geschenke bereits in sein Interesse gezogen hatte, gehorchte nicht; sie redete unaufhörlich von ihm, und der Marquise gebrach es an Kraft, ihr Stillschweigen aufzulegen. Der Prinz, der von Allem, was im Hause der Marquise vorging, genau unterrichtet war, schrieb einen Brief, den er dem Bruder Recollet zur Besorgung an Donna Lora übergab. Diese machte Anfangs große Schwierigkeiten: sie sagte, sie habe die bestimmtesten Befehle von ihrer Gebieterin, nicht mehr von dem Prinzen zu sprechen; und sie könne, ohne ihr ganzes Glück auf's Spiel zu setzen, es nicht wagen, ihr einen Brief zu übergeben. Der Mönch sah sogleich, von was es sich handelte; er ließ in den Augen der Donna Lora einen Diamant blinken, der sie so blendete, daß sie sich entschloß, das Billet zu besorgen.

Noch an demselben Abend sagte sie der Frau von Manzera, daß ihre Zurückgezogenheit und ihr Stillschweigen den Prinzen nicht abhalten könne, sie anzu=

beten, und daß er einen Mönch gewonnen, um ihr einen Brief zuzustellen, dessen Besorgung sie übernommen habe. Bei diesen Worten wechselte die Marquise die Farbe. „Willst du mich denn zu Grunde richten, Lora," sagte sie zu ihr; „und willst du mich meine Pflichten gegen Herrn von Manzera vergessen machen? Siehst du nicht, welchem Unglück und welchen Verdrießlichkeiten ich mich aussetzen würde, wenn ich das Verhältniß einginge, das du mir vorschlägst? Nein, ich will mir nichts vorzuwerfen haben. Sprich mir nicht mehr von dem Prinzen von Sachsen; mein Herz (fügte sie hinzu und eine Thräne glänzte in ihrem Auge) sagt mir nur zu viel von ihm...." — „Wie! gnädige Frau," antwortete Donna Lora, „Sie nehmen seinen Brief nicht an?... — „Nein," entgegnete die Marquise, „ich nehme ihn nicht an; gib ihn dem Ueberbringer zurück und befiehl ihm in meinem Namen, mein Haus zu verlassen und es nie wieder zu betreten." Donna Lora war über diese Entschlossenheit nicht wenig erstaunt. „Sie werden Schuld am Tode des Prinzen seyn," sagte sie zu ihr; „er könnte leicht einen äußersten Schritt thun, den Sie sich Ihr ganzes Leben lang vorzuwerfen hätten..." — „Laß mich in Ruhe, Lora," antwortete die Marquise; „ich thue mir eine Gewalt an, die mich tödtet: allein das Bewußtseyn, meine Pflicht zu erfüllen, entschädigt mich für Alles." Bei diesen Worten füllten sich ihre Augen mit Thränen. Donna Lora hielt dieß für den günstigen

Augenblick, sie zur Eröffnung des Briefs zu bestimmen. „Gnädige Frau,“ sagte sie, ihr zu Füßen fallend, „entschließen Sie sich doch, das Billet zu lesen. Der Prinz würde glauben, Sie verachten ihn, und wie könnte ein Mann von seinem Range eine so harte Behandlung ertragen?...“ — „Ei! was liegt mir daran?“ rief sie, „er soll mich in Ruhe lassen, das ist Alles, was ich von ihm verlange.“ Ihr gepreßtes Herz machte sich jetzt durch Seufzer Luft. Lora belauschte alle Bewegungen ihrer Gebieterin. Sie ließ nicht von ihr ab und brachte tausend Gründe vor, daß sie den Brief lesen sollte. Da die Marquise sah, daß sie ihres Plagegeistes nicht los werden konnte, stand sie plötzlich auf und verschloß sich in ihr Kabinet. Donna Lora hatte versprochen, das Billet zu überliefern, und wollte ihr Wort halten; da sie die Marquise nicht bewegen konnte, es anzunehmen, so öffnete sie es, nahm den Umschlag hinweg und legte den Brief zwischen die Zeichnungen, an denen ihre Gebieterin gewöhnlich des Nachmittags arbeitete. Dieser Kunstgriff gelang ihr. Nach einigen Stunden kam die Marquise, um ein angefangenes Bouquet zu vollenden, und fand das Schreiben. Sie konnte es nicht über's Herz bringen, es ungelesen zu lassen. Donna Lora überraschte sie während des Lesens; sie drang in sie, zu antworten: allein die Marquise verweigerte dieß standhaft.

Donna Lora stattete dem Bruder Stephano Bericht über diese Vorgänge ab. Er fand das Beneh-

men der Frau von Manzera tugendhaft und zärtlich: er konnte nicht umhin, sie zu beklagen, und hätte sehr gewünscht, daß der Prinz von ihr abließe oder einen andern Helfershelfer gewählt hätte. Dennoch bat er Donna Lora dringend, neue Versuche zu machen, um einige Zeilen von ihrer Gebieterin zu erhalten. Sie brachte auf's Neue Gründe und Bitten vor; allein die Marquise, der ihre Zudringlichkeit lästig wurde, drohte ihr, ihrem Gemahl Alles zu entdecken, so daß der Bruder Almosensammler nichts Anderes thun konnte, als wieder nach Hause gehen. Der Prinz stand am Fenster; er erkannte ihn von Weitem und konnte seine Ankunft nicht erwarten: er eilte ihm entgegen und verlangte die Antwort der Frau von Manzera. Allein der Bruder, der keine zu überbringen hatte, bat ihn, seine Erzählung ruhig anzuhören.

Diese versetzte den Prinzen in die tiefste Trauer. Er hielt sich für weit unglücklicher, als er wirklich war. Er glaubte, Donna Lora habe aus eigennützigen Gründen alle für ihn schmeichelhaften Stellen in dem Gespräch, das sie mit ihrer Gebieterin gehabt zu haben vorgebe, selbst erfunden, und er müsse ihr äußerst gleichgiltig seyn, da sie ihm nicht geschrieben habe. Diese Meinung setzte sich in seinem Herzen so fest, daß sein Kummer über alle Grenzen ging.

So brachte er drei Tage zu, ohne selbst zu wissen, was er wollte. Endlich beschloß er, den Bruder Stephano abermals zu der Marquise zu schicken und ihr

seine Klagen so ehrerbietig zu schreiben, daß sie nothwendig gerührt werden müsse. Vergeblich suchte ihm Recollet begreiflich zu machen, daß seine zweite Botschaft eben so erfolglos seyn werde, als die erste. Der Prinz warf ihm Herzlosigkeit und Undank vor, und nöthigte ihn, zu gehorchen. Hundert Pistolen, die er der Donna Lora von dem Prinzen brachte, setzten sie auf's Neue in Thätigkeit; sie überbrachte der Marquise den zweiten Brief, und diese hatte die Schwachheit, ihn zu lesen. Donna Lora wurde jetzt sehr beredt und suchte ihre Gebieterin zu überzeugen, daß sie einem Manne, der sie anbete, ohne Ungerechtigkeit ihr Mitleid nicht versagen könne. Sie erhob die Verdienste des Prinzen bis an den Himmel. „Ich will sterben,“ sagte sie, „wenn es auf der ganzen Welt eine Frau gibt außer Ihnen, die sich nicht glücklich schätzen würde, von einem solchen Manne geliebt zu werden.“ Kurz, diese gefährliche Vertraute gab sich so viele Mühe und ließ der Marquise so wenig Ruhe, daß sie trotz ihres ursprünglichen Vorsatzes, nicht zu schreiben, sich doch bewegen ließ, zu antworten. Da der Prinz diesen Brief nie aus den Händen gegeben und auch den seinigen an die Marquise Niemanden mitgetheilt hat, so ist der Leser des Vergnügens beraubt, sie hier zu finden. Alles was man von den Vertrauten des Prinzen in Erfahrung bringen konnte, ist, daß die Marquise ihm damals antwortete: sie wisse seine Liebe zu schätzen und wolle ihm gerne gestehen, daß sie ihn liebe und ihr gan=

zes Leben lang lieben werde; allein dieß sei Alles, was sie für ihn thun könne: sie bitte ihn, sich damit zu begnügen, und er möchte nicht daran denken, mit ihr zu sprechen, weil er dadurch sowohl sich selbst als sie den größten Gefahren aussetzen würde.

Dieser Brief hatte in dem Prinzen zu große Hoffnungen erweckt, als daß er auf halbem Wege hätte stehen bleiben sollen. Die Gefahr erschreckte ihn nicht und wurde von ihm nie in Berechnung gezogen. Ohnehin schmeichelte er sich, sie durch kluge Maßregeln zu umgehen. Er besprach sich darüber mit Donna Lora, die zu diesem Behuf unter dem Vorwand, frische Luft zu schöpfen, nach der Casa del Campo kam, einem königlichen Lusthause, dessen Gärten gegen den Fluß Manzanares liegen. Der Prinz erschien in Begleitung des Bruders Stephano und gab sich für einen Italiener und Freund dieses Bruders aus. Er hatte seine kastanienbraunen Haare mit einer blonden Perücke bedeckt, die ihn ganz unkenntlich machte. Donna Lora kam mit einer ihrer Nichten; es war ihr nicht schwer, diese mit dem Bruder Stephano allein zu lassen, während sie selbst mit dem Prinzen in eine Seitenallee einlenkte. Als er mit ihr allein war, leerte er seine mit Gold gefüllten Taschen und bat sie galant, dieß als ein Zeichen seiner Erkenntlichkeit anzunehmen; zugleich versicherte er sie, daß er, wenn sie ihm ihre Gunst noch länger schenke, ihr und ihrer Nichten Glück machen werde. Sodann beschwor er sie, ihm eine Gelegenheit zu ver-

schaffen, die Marquise zu sprechen. Obschon er dieß Alles in einem schlechten Spanisch sagte, verstand ihn Donna Lora doch vollkommen. Anfangs machte sie große Schwierigkeiten, allein eine goldene Uhr, die er ihr für ihre Nichte schenkte, stimmte sie um ein Gutes gefälliger. „Wollte Gott," sagte sie zu ihm, „daß ich die Marquise wäre! Sie sollten mich sehen und müßte ich gleich im nächsten Augenblick sterben." Der Prinz dankte ihr für den guten Willen und bat sie inständig, ihm eine Gelegenheit zu verschaffen, mit der Marquise zusammenzukommen. Nach langer Berathschlagung kamen sie dahin überein, daß, wenn die Marquise sich hartnäckig weigere, einen Besuch von ihm anzunehmen, Donna Lora ihn in ihr Zimmer führen solle. „Sie werden sich zu ihren Füßen werfen," sagte Lora, „und sie um Verzeihung bitten, und ich bin fast gewiß, daß sie Ihnen nicht schwer gemacht werden wird. Aber Sie werden sie nicht eher verlassen, als bis sie Ihnen versprochen hat, auch mir mein hinterlistiges Betragen zu verzeihen." Diese Vertragspunkte wurden von beiden Seiten beschworen, und der Prinz verließ die Vertraute mit der dringendsten Bitte, ihr Versprechen so bald als möglich zu erfüllen. Donna Lora ging zu ihrer Gebieterin zurück und erzählte ihr, sie sei in der Casa del Campo gewesen und habe dort den Prinzen gesehen, der aber so verändert sei, daß sie sich des innigsten Mitleids nicht habe erwehren können. „Aber," fügte sie hinzu, „ich konnte nicht umhin, zu

weinen, als er mir sagte, daß er aus Liebe zu Ihnen sterbe. Er hat sich mir zu Füßen geworfen und mich beschworen, ihm die Mittel zu verschaffen, einen Augenblick mit Ihnen zu sprechen. Ich habe ihm versprechen müssen, Ihnen diesen Vorschlag zu machen, und wahrhaftig, gnädige Frau, es ist eine Gewissenssache für Sie, daß Sie ihm Zutritt gestatten, um sein Leben zu retten. Sehen Sie ihn, um ihm zu erklären, daß seine Hoffnungen grundlos sind ..." — „Ach! was räthst du mir, Lora," antwortete sie, „während du doch den beklagenswerthen Zustand meines Herzens kennst! und welch' ein Mittel, es zu heilen!..." „Aber, gnädige Frau," fuhr die gefährliche Vertraute fort, „können Sie sich wohl entschließen, ihn sterben zu sehen? Denn kurz und gut, wenn Sie auf Ihrer Weigerung beharren, so stehe ich Ihnen nicht dafür, daß er keinen Selbstmord begeht. Nach seinen Aeußerungen gegen mich ist Alles von seiner Verzweiflung zu fürchten. Was ist es denn auch, wenn Sie ihn kommen lassen, um ihm zu sagen, daß er sich mit eitlen Hoffnungen schmeichle und nicht schnell genug auf seine Heilung bedacht seyn könne? Wenn er einmal nicht mehr an Sie denken kann, dann werden Sie wahrscheinlich an ihn denken..." „Wollte Gott!" rief die Marquise mit thränenden Augen, „aber ich fürchte gerade das Gegentheil. Doch," fuhr sie fort, „damit du mir nicht ewig Vorwürfe machst, so will ich es zugeben; er kann mich auf eine Viertelstunde besuchen." Auf

diese Erlaubniß hin meldete Donna Lora dem Prinzen, daß er in der nächsten Nacht um zwölf Uhr erscheinen dürfe.

Der Prinz, außer sich vor Freude, kleidete sich mit der größten Sorgfalt an und ging zur bestimmten Stunde, in seinen Mantel gehüllt und in Begleitung des Kammerherrn von Vitzthum, des vieljährigen Gefährten seiner nächtlichen Abenteuer, nach dem Gartenthore des Hotels Manzera, wohin ihn Donna Lora beschieden hatte.

Sein Unternehmen war so verwegen, daß er gar nicht darüber nachdenken mochte. Er mußte die Eifersucht eines Gemahls und die ängstliche Wachsamkeit einer strengen Mutter hintergehen. Er hatte Alles von ihrer Rache zu fürchten, wenn er entdeckt wurde, und dieß war sehr leicht: der Marquis von Manzera und die Herzogin von Fernandino wohnten in demselben Hause, und die Fenster ihrer Zimmer sahen gegen den Garten. Dieß konnte tausend unvorhergesehene Widerwärtigkeiten herbeiführen. Seine natürliche Unerschrockenheit indeß und seine Liebe hießen ihn der Gefahr, die ihm nicht entging, trotzen; er wagte das Spiel, ohne sich einen Augenblick zu besinnen.

Die Vorbereitungen waren so gut getroffen, daß er die Gartenthüre offen fand, wo die diensteifrige Lora ihn erwartete. Er befahl Herrn von Vitzthum, ihn zu erwarten, und folgte der Donna Lora, die ihn auf einer kleinen Treppe nach dem Zimmer der Mar-

quise führte. Ich kann die Freude der beiden Liebenden nicht beschreiben, als sie einander sahen, weiß auch nichts von ihrer Unterhaltung zu berichten; die erstere läßt sich leichter denken, als bezeichnen, und letztere ist ein Geheimniß, das sie Niemanden anvertraut haben. Indeß scheinen sie keine Langeweile gehabt zu haben, denn sie blieben drei Stunden beisammen, und so fest auch die Marquise sich vorgenommen hatte, den Prinzen nur Einmal zu sehen nnd dann zu verabschieden, so konnte sie es doch nicht über's Herz bringen. Es wurde eine neue Zusammenkunft beschlossen, und sie sahen sich mehrere Male auf dieselbe Art.

Eine Krankheit des Herrn von Manzera begünstigte eine Zeit lang unsere Liebenden. Dieser Herr mußte das Zimmer hüten und wollte nicht, daß Frau von Manzera in demselben schlief. Allein eben dieser Umstand war auch die Ursache ihres Unglücks. Herr von Manzera konnte nicht viel schlafen; er stand fast jede Nacht auf und erging sich in einer Gallerie, die nach dem Garten sah. Eines Nachts, als er wegen der drückenden Hitze ein Fenster geöffnet hatte, um frische Luft zu schöpfen, bemerkte er beim Mondschein einen von einer Frau geführten Mann, der von der Seite des Palastes herkam, die seine Gemahlin bewohnte, und den Garten durch eine Thüre verließ, die nach einer kleinen Straße führte. Er sah die Frau zurückkehren und erkannte Donna Lora. Da diese nicht mehr im Alter war, Liebhaber zu haben, so zweifelte

er nicht daran, der Besuch habe seiner Gemahlin gegolten; er erinnerte sich an den Ausruf des Prinzen auf dem Ball, und sein Verdacht fiel auf ihn.

Nie war ein Mann der Verzweiflung näher, als jetzt der Marquis. Die Treulosigkeit einer Gemahlin, die er wie eine Braut liebte, und die Schmach, von einer Frau hintergangen worden zu seyn, brachten ihn beinahe von Sinnen. Er konnte lange zu keinem Entschlusse kommen. In der ersten Hitze wollte er seine Gemahlin und Donna Lora ermorden, allein der Gedanke, daß er dadurch seine Schande öffentlich mache, ohne den Urheber derselben zu bestrafen, bestimmte ihn, zuerst diesen seiner Rache zu opfern und dann seine Gemahlin zur Rechenschaft zu ziehen, für die ihm die grausamsten Martern zu gelind schienen.

Der Tag überraschte ihn in seiner Verzweiflung. Er wollte seine Leute nicht zu Zeugen derselben haben, ging daher zu Bette und sagte unter dem Vorwand, daß er sich schlechter befinde, er wolle Niemand, selbst die Marquise seine Gemahlin nicht sehen, die seit seiner Krankheit nebst der Herzogin von Fernandino alle Nachmittage in seinem Zimmer zubrachte. Ein einziger Bediente blieb bei ihm; dieß war sein vertrauter Kammerdiener. Der Marquis schüttete ihm sein Herz aus und berieth sich mit ihm über die Mittel, sich zu rächen. Der Tod des Prinzen von Sachsen oder des Liebhabers der Marquise, wer es auch sei, wurde in diesem Rathe der Gottlosen beschlossen. Der Kammer-

diener nahm das Geschäft auf sich und versprach, drei Männer ausfindig zu machen, die, ohne ihr Schlachtopfer zu kennen, bereitwillig Jeden aus dem Wege räumen würden, der es wagte, sich Nachts vor der kleinen Gartenthüre zu zeigen.

Während der Marquis diese Unthat beschloß, waren unsre Liebenden nur mit ihrem Glücke beschäftigt, und weit entfernt, das Unheil zu ahnen, das über ihren Häuptern schwebte. Die Marquise hatte sich vor dem Zimmer ihres Gemahls eingestellt, und seine Weigerung, sie vorzulassen, war ihr nichts Auffallendes, weil ihr dieß schon öfter begegnet war; der Marquis litt häufig an heftigem Kopfweh und verschloß sich dann in sein Zimmer, ohne einen andern Menschen als seinen Kammerdiener um sich zu dulden. Sie zweifelte nicht, daß ihn dasselbe Uebel auf's Neue befallen habe und er deswegen allein zu seyn wünsche.

Zwei Tage verstrichen, ohne daß der Kammerdiener die Zahl der Mörder auftreiben konnte. Am dritten meldete er dem Marquis, daß Alles bereit sei und nur das Opfer selbst noch fehle. Der Marquis in der sichern Voraussetzung, daß sich der Gegenstand seines Hasses in der nächsten Nacht zeigen werde, wollte seine Rache nicht verschieben. Er gab Befehl, die Mörder sollen mit Anbruch der Nacht die kleine Straße besetzen, auf welche die Gartenthüre führte, und von da aus Jeden, der herbeikäme, niederstoßen. Gesagt, gethan. Die vier Meuchelmörder — der Kammerdiener

selbst hatte sich an ihre Spitze gestellt — warteten nicht lange auf der Straße. Sie sahen einen in einen Mantel gehüllten Mann herbeikommen, der auf die Thüre des Manzera'schen Gartens zuging und sich anschickte, sie mit einem Schlüssel zu öffnen. Sie fielen über ihn her und brachten ihm einige Stöße bei, ehe noch der Prinz — denn Er war es — sich zur Wehre setzen konnte. Doch gelang es ihm, seine Pistolen, die er immer bei sich trug, aus der Tasche zu ziehen und demjenigen, der ihm am hartnäckigsten zusetzte, den Kopf zu zerschmettern. Der Schuß zog Vitzthum herbei, der am Ende der Straße stehen geblieben war. Er traf den Prinzen mit dem Degen in der Hand und von drei Bewaffneten angegriffen. Er eilte, ihm beizustehen; der Kampf wurde hartnäckig: noch einer der Mörder verlor das Leben und ein Dritter sank tödtlich verwundet zu Boden. Der Vierte ergriff die Flucht, ohne daß der Prinz oder Vitzthum ihn aufzuhalten gesucht hätten.

Froh, der Gefahr entronnen zu seyn, eilte der Prinz trotz der Schmerzen, die ihm seine Wunden verursachten, mit großer Hast in sein Hotel zurück. Diese Eile rettete ihn von der Schmach, von den Alcalden und den Alguazils des Stadtviertels, die der Pistolenschuß herbeigelockt hatte, verhaftet zu werden. Die Diener der Gerechtigkeit ließen die Todten und den Verwundeten wegschaffen. Letzterer verlangte einen Beichtvater, dem er in Gegenwart des Alcalden und anderer

Zeugen gestand, daß er von dem Marquis von Manzera zu einem Meuchelmorde gedungen worden sei. Der Elende starb wenige Augenblicke nach der Beichte.

Inzwischen war der Prinz nach Hause gekommen und ließ seine Wunden untersuchen. Sie waren nicht tödtlich, und sein erster Wundarzt versicherte ihn, daß er blos drei oder vier Tage das Bett zu hüten habe. Der Prinz befahl ihm, Niemand zu sagen, daß er verwundet sei, und verbot auch Vitzthum, dieses Abenteuer gegen irgend Jemand zu erwähnen. Er wollte den guten Ruf der Marquise schonen, deren Loos ihn weit mehr beunruhigte, als seine Wunden. Er konnte nicht daran zweifeln, daß sein gegenwärtiger Zustand ein Werk des Marquis von Manzera sei. Er dachte sie sich der Wuth dieses Eifersüchtigen preisgegeben, und die traurigsten Ahnungen beschlichen sein Herz. Er sagte zu Vitzthum, daß er dem Marquis den Angriff auf sein Leben verzeihe, daß er aber eine Mißhandlung seiner Gemahlin nie verzeihen, und wenn er so unglücklich seyn sollte, sich eine solche zu erlauben, ihn auf eine Art strafen würde, wovon ganz Spanien sprechen solle.

Während er sich so seinem Kummer überließ, war das Hotel Manzera voll Verwirrung, Trauer und Entsetzen. Auf die Nachricht, daß der Prinz seiner Rache entgangen und die Polizei durch die Erklärung des Verwundeten von dem Mordversuch in Kenntniß gesetzt sei, glaubte sich der Marquis verloren: doch wollte er nicht untergehen, ohne seine Wuth gesättigt zu

haben. Er ergriff einen Dolch und nahm in die andere Hand einen rothen Becher, in dem sich Gift befand. Mit diesen unseligen Waffen lief er nach dem Zimmer seiner Gemahlin, die er in Gesellschaft der Donna Lora zitternd und stumm vor Entsetzen fand. Die Frauen hatten den Pistolenschuß gehört und, weil sie den Prinzen nicht kommen sahen, den ganzen Hergang der Sache geahnt. Jetzt hielten sie ihren Tod für unvermeidlich. Dieser schreckliche Gedanke hatte sie so ganz beschäftigt, daß sie nicht einmal die Thüre ihres Zimmers geschlossen hatten.

Die Miene, womit der Marquis eintrat, der Dolch und der Becher in seinen Händen setzten sie bald in Gewißheit über das Loos, das ihrer wartete. Donna Lora erschrack dergestalt, daß sie in Ohnmacht fiel. „Ha! Ungeheuer!" rief er ihr zu, „du mußt sterben und zwar von meiner Hand." Mit diesen Worten stieß er ihr den Dolch in den Busen. Sodann wandte er sich gegen die Marquise, warf ihr einen wüthenden Blick zu und befahl ihr, sich entweder für den Stahl oder das Gift zu entscheiden. „Ach, mein Herr!" rief sie, die Hände gen Himmel hebend, „haben Sie Mitleid mit einer Unglücklichen, die nicht so strafbar ist, als Sie glauben. Gönnen Sie mir wenigstens einige Augenblicke, um meine Seele Gott zu empfehlen."

Der unbarmherzige Gemahl zeigte nicht die mindeste Rührung. „Ihr Urtheil ist gesprochen," antwortete er ihr mit schrecklicher Stimme: „Sie müssen

sterben. Ich lasse Ihnen die Wahl zwischen Stahl und Gift; dieß ist mehr Güte, als Sie verdienen.“ Da die Marquise sah, daß ihr Gemahl sich nicht erweichen ließ, entschied sie sich für das Gift. Der Marquis sah mit unverwandtem Blicke sie trinken; er blieb bei ihr und überhäufte sie mit Vorwürfen, bis er glaubte, das Gift habe stark genug gewirkt, um jede Hülfe erfolglos zu machen; dann ließ er sie mit der sterbenden Donna Lora allein.

Die Marquise wollte, sobald er hinausgegangen war, ihre Frauen rufen, allein es fehlte ihr an Kraft. Sie sank in einen Lehnstuhl und wäre so gestorben, ohne daß es außer ihrem unmenschlichen Gemahl Jemand gewußt hätte, hätte nicht ein Hündchen, das sie sehr liebte, an der Thüre zu kratzen angefangen. Eine Kammerfrau, die ihm öffnete, sah die Marquise da sitzen und Donna Lora auf dem Boden liegen. Sie rief ihre Gefährtinnen und setzte die Herzogin von Fernandino von dem beklagenswerthen Zustand ihrer Tochter in Kenntniß. Die bekümmerte Mutter kam, der Marquise beizustehen. Sie fand sie in einem Lehnstuhl sitzend. Ihre großen, sonst so feurigen Augen hatten kein Leben mehr; sie war schrecklich blaß, sprach kein Wort und seufzte unaufhörlich. Doch rief sie einige Male: „Ich bin vergiftet!“ Alle ihre Frauen weinten. Die Herzogin gerieth in Verzweiflung und beschwor ihre Tochter, zu sagen, was ihr begegnet sei, obschon sie es nur zu gut errieth. Donna Lora leblos,

ihre Tochter in den letzten Zügen, und Herr von Manzera, der trotz wiederholter Botschaften nicht erschien, das Alles ließ sie mit Gewißheit auf den Urheber des Unglücks schließen. Sie ließ Aerzte herbeirufen; diese erklärten, die Marquise habe nur noch wenige Stunden zu leben. Man konnte ihr keine Erleichterung verschaffen, weil sie sich weigerte, Arznei zu nehmen; sie starb in den Armen ihrer Mutter.

Während diese Trauerscene im Zimmer der unglücklichen Marquise vorging, litt Herr von Manzera in dem seinigen die schrecklichsten Qualen. Nie hat es vielleicht eine rasendere Verzweiflung gegeben; er verabscheute sich selbst und rief den Tod um seine Hülfe an; endlich erlag er dem drückenden Kummer und verfiel noch an demselben Tage in ein hitziges Fieber, das vom ersten Augenblicke an als tödtlich erkannt wurde. Als er sich seinem Ende nahe fühlte, ließ er die Herzogin von Fernandino bitten, ihm den Trost nicht zu versagen, sie zu sehen. Sie kam sogleich auf sein Zimmer. Der Marquis winkte ihr, sich neben sein Bett zu setzen, und erzählte ihr mit leiser und trauriger Stimme, welche die Marquise kaum verstehen konnte, Alles wozu seine wüthende Eifersucht ihn getrieben hatte. Er zeigte einen so tiefen Kummer und so bittere Reue, und bat sie so flehentlich um Verzeihung, daß die Herzogin nicht umhin konnte, ihn zu beklagen.

Die Anwesenheit der Herzogin hatte einen so tiefen Eindruck auf Herrn von Manzera gemacht, er hatte

sich so rasend angestrengt, um mit ihr zu sprechen, und die Erinnerung an seine Unthat hatte ihn so furchtbar angegriffen, daß er jetzt in eine Ohnmacht verfiel und den Gebrauch seiner Sinne gänzlich verlor; man sah seinen letzten Augenblick schnell herannahen. Die Herzogin, die sich diesen traurigen Anblick ersparen wollte, ließ ihn allein bei seinen Bedienten, in deren Armen er einen Augenblick später starb.

Der Rang des Marquis und die Freundschaft, womit ihn der König beehrte, hinderte die Justiz, noch während seines Lebens Etwas gegen ihn vorzunehmen; und nach seinem Tode verbot der König, sein Andenken zu beflecken: so daß die ganze Geschichte vielleicht ein Geheimniß geblieben wäre, hätte nicht die Herzogin von Fernandino Alles einer Nichte der Donna Lora mitgetheilt, die es durch den Bruder Stephano dem Prinzen zu wissen that.

Der Prinz verfiel bei der Nachricht von diesen traurigen Ereignissen in die tiefste Betrübniß. Man hat ihn oft, sogar noch gegen das Ende seines Lebens sagen hören, daß er nie eine Frau zärtlicher geliebt habe, als die Marquise von Manzera, und daß ihm nie ein Verlust so tief zu Herzen gegangen sei, wie dieser.

Madrid war ihm nach dem Tode der Frau von Manzera ein Schreckensort. Sobald er von seinen Wunden wiederhergestellt war, traf er Anstalten zur Abreise und ging an den Hof, um sich von Ihren Majestäten zu verabschieden. Er wurde von ihnen mit allen

Zeichen der Achtung und des Wohlwollens aufgenommen, die er nur wünschen konnte. Sie baten ihn, noch einige Zeit bei ihnen zu verweilen, allein er entschuldigte sich mit der Erklärung, daß Angelegenheiten von großer Wichtigkeit ihn nach Sachsen zurückrufen. Der König beschenkte ihn mit vier Reitpferden, acht Maulthieren und einem mit Diamanten besetzten Degen. Die Königin verehrte ihm zwei Tapeten von bewundernswürdiger Feinheit und Pracht, von den seltensten indischen Stoffen; außerdem noch ihr in Diamanten gefaßtes Bildniß. Kurz, hätte ihn nicht der Tod seiner lieben Marquise im innersten Herzen verletzt, so wäre er sehr vergnügt über die Ehrenbezeugungen, die man ihm erwiesen, und die verbindlichen Manieren der Spanier von dannen gereist.

Er nahm seinen Weg durch das Königreich Valencia und Catalonien, und hielt sich einige Tage in Barcelona auf, wo der Graf von Corzane, Gouverneur der Stadt, ihm außerordentliche Ehren erwies. Dieß ist derselbe Herr, der einige Jahre später mit vielem Ruhme eine zweimonatliche Belagerung gegen den Herzog von Vendôme aushielt, allein den Platz endlich doch übergeben mußte, weil Herr von Velasco, Generalgouverneur der Provinz, ihn im Stiche ließ.

Von Barcelona aus ging der Prinz nach Perpignan, der Hauptstadt von Roussillon. Er betrachtete mit Bewunderung die ungeheuern Festungswerke, womit Ludwig XIV. diese Stadt versehen hatte.

Sodann durchzog er Languedoc und die Provence und betrat endlich den Boden Italiens. Da die Zeit seinen Schmerz gelindert und die Natur ihn mit allen erdenklichen Anlagen zur Galanterie und allen Talenten, um in der Liebe Glück zu machen, ausgerüstet hatte, so hatte er mehrere neue Liebeshändel, welche die unglückliche Marquise von Manzera endlich ganz aus seinem Herzen verdrängten.

Da Venedig und Rom von jeher sowohl in Beziehung auf Politik als auf Galanterie die berühmtesten Städte waren, so hielt sich der Prinz an diesen beiden Orten auch am längsten auf. Der Senat von Venedig hob ihm zu Ehren das strenge Gesetz auf, das dem Adel den Umgang mit den Fremden verbot, und erlaubte ihm, den Prinzen zu besuchen. Er ernannte sogar drei Jünglinge aus den edelsten Familien, um dem hohen Gaste die Merkwürdigkeiten der Stadt zu zeigen. Endlich erlaubte derselbe Senat den Damen, von ihren Diamanten Gebrauch zu machen und farbige Kleider zu tragen, so lange der Prinz sich in Venedig aufhalte. Seit Heinrich III., König von Frankreich und Polen, hatte kein Fürst von der Republik größere Ehrenbezeugungen erhalten.

Die Nobili alle ohne Ausnahme wetteiferten miteinander, den Prinzen von Sachsen gut zu unterhalten. Da gab es täglich Bälle, Festgelage, Concerte, öffentliche Spazierfahrten und andere Vergnügungen, was, verbunden mit der Feierlichkeit der Vermählung

mit dem Meere, die kurz nach der Ankunft des Prinzen stattfand, eine ungeheure Menge Fremder in die Stadt lockte. Nie war Venedig glänzender als um diese Zeit.

Der Doge beging die Feierlichkeit der erwähnten Vermählung an einem der schönen Tage, wo die Sonne sich verbirgt und es weder windig noch heiß ist, so daß Tausende von Gondeln und Piotten, mit einer zahllosen Menge Masken beiderlei Geschlechts angefüllt, das Meer bedeckten. Der Prinz befand sich mit seinen Edelleuten und mehreren deutschen jungen Herren, sämmtlich in spanischer Tracht, in einer Piotte. Seine herrliche Gestalt nahm sich in dieser Kleidung äußerst vortheilhaft aus und zog ihm einen Hagel von Zuckerwerk zu, womit die Damen zum Zeichen des Beifalls ihn überschütteten. Er bemerkte, daß von allen Masken blos zwei ihm diese Ehre nicht erwiesen. Es waren zwei Damen in spanischer Tracht, die sich ruhig in ihren Gondeln verhielten und mehr, um frische Luft zu schöpfen, als um an den Vergnügungen des Festes Theil zu nehmen, da zu seyn schienen. Die Eine war ausgezeichnet schön gewachsen, und ihr blendend weißer Hals ließ vermuthen, daß das, was die Maske bedeckte, nicht minder Bewunderung verdiene. Ihre Kleidung war einfach, aber äußerst geschmackvoll; ihr ganzes Wesen voll Anmuth. Der Prinz, den sie bereits gefesselt hatte, fragte seine Fährmänner um ihren Namen, und da sie keine Auskunft ertheilen konnten, befahl er ihnen, der Gondel der beiden Spanierinnen

nachzuziehen. Sie stiegen auf dem Markusplatze, wo sich an diesem Feste alle Masken versammeln, an's Land.

Der Prinz verließ seine Piotte beinahe in demselben Augenblick, da die beiden Damen aus ihrer Gondel stiegen. Er folgte ihnen nach, um sie anzureden, obgleich er sie nicht kannte, als der edle Venetianer Mocenigo ihm mit folgenden Worten in den Weg trat: „Eure Hoheit wolle mir gnädigst erlauben, daß ich die Ehre habe, ihr meine Gemahlin vorzustellen. Sie ist gestern von einer Wallfahrt nach Loretto zurückgekommen, so daß sie noch nicht die Ehre haben konnte, Sie zu begrüßen.“ Der Prinz, dem es zu jeder andern Zeit das größte Vergnügen gewesen wäre, die Bekanntschaft einer Dame vom Stande der Frau von Mocenigo zu machen, wollte Ausflüchte suchen, allein Herr von Mocenigo ließ ihm keine Zeit zu antworten, sondern rief: Madame, Madame! Der Prinz, der seine Augen von den beiden Spanierinnen nicht abgewandt hatte, sah, daß sie auf diesen Ruf die Köpfe drehten und umkehrten. Als sie sich näherten, sagte dieser Nobile zu derjenigen, welche die Aufmerksamkeit des Prinzen zuerst erregt hatte: „Kommen Sie, Madame, den erlauchten Prinzen von Sachsen zu begrüßen, und helfen Sie mir, meinen Dank für die vielen Ehren gegen ihn abzustatten, womit ich zu Dresden von dem Churfürsten, seinem Vater, überhäuft worden bin.“ Frau von Mocenigo ließ den Arm ihrer Begleite-

rin, der Frau von Cornaro fahren, nahm ihre Maske ab und trat auf den Prinzen zu, der sich ebenfalls demaskirte und sie mit der Feinheit und dem edlen Anstand anredete, der Leute von seinem Range charakterisirt. Frau von Mocenigo erwiederte den Gruß mit einer Bescheidenheit und Anmuth, die dem Prinzen nicht weniger gefiel, als ihre außerordentliche Schönheit. Sie sagte ihm viel Verbindliches über das Vergnügen, womit ganz Venedig ihn in seinen Mauern sehe und wie viel Schönes sie schon von ihm gehört habe. Die höflichen und geistvollen Antworten des Prinzen überzeugten Frau von Mocenigo sogleich, daß seine Verdienste seinen Ruf weit hinter sich ließen. Nach den ersten Complimenten stellte sie ihm Frau von Cornaro vor, eine der schönsten Damen Venedigs. Der Prinz begrüßte sie mit aller Aufmerksamkeit, die einer Dame von ihrem Stande gebührte.

Die beiden Damen, der Prinz und Herr von Mocenigo hatten ihre Masken abgenommen und gingen miteinander spazieren. Der Prinz sagte ihnen hundert Artigkeiten, und die Unterhaltung war äußerst angenehm und lebhaft. Sie gefielen sich so gut beisammen, daß sie beinahe die einzigen Masken waren, die noch spazieren gingen. Frau von Cornaro war die Erste, die dieß bemerkte und erklärte, es sei Zeit, nach Hause zu gehen. Herr von Mocenigo ergriff das Wort und sagte zum Prinzen, seine Frau und er hätten einige Freunde zum Mittagsmahle eingeladen: er

könne es nicht wagen, ihn zu bitten, daß er die Gesellschaft mit seiner Gegenwart beehre; wenn er ihnen übrigens diese Gnade erzeigen wollte, so würde er mit aller gebührenden Achtung empfangen werden. Frau von Mocenigo unterbrach ihren Gemahl, um ihm zu sagen, daß er nicht daran denken solle, den Prinzen zu einem so schlechten Mahle einzuladen. Allein er antwortete ihr: er nehme sich die Freiheit, dem Prinzen seinen Tisch auf jeden Fall anzubieten; er hoffe von seiner Güte, daß er ihm verzeihen werde, wenn die Bedienung seiner nicht würdig sei; er werde sich bemühen, das Mangelhafte seiner Bewirthung später durch ein Mahl zu ersetzen, wozu er Seine Hoheit bitten werde; heute werde er ihn als Grafen von Meißen behandeln, später aber werde er ihm seine Ehrfurcht vor dem Prinzen von Sachsen zu erkennen geben. Der Prinz dankte ihm und sagte: er stehe zu seinen Diensten; er bitte sowohl als Graf von Meißen, wie als Prinz von Sachsen, um seine Freundschaft, und versichere ihn seiner vollkommenen Hochachtung: er sei sehr erkenntlich für die verbindliche Art, wie man ihm entgegenkomme, und würde, wenn er wüßte, daß seine Gegenwart der Frau von Mocenigo nicht unangenehm wäre, sein Anerbieten mit Dank annehmen. Frau von Mocenigo antwortete, sie sei entzückt, ihn bei sich zu sehen, und wenn sie Anfangs ihrem Gemahl widersprochen habe, so sei dieß blos deßhalb geschehen, weil sie fürchte, ihr Tisch möchte nicht gut

genug seyn. Der Prinz antwortete galant, daß die Ehre, bei ihr zu seyn, ihn für Alles entschädigen würde. Er bot ihr den Arm und führtè sie in ihre Gondel, welche Frau von Cornaro mit ihr bestieg. Er selbst folgte mit Herrn von Mocenigo in einer zweiten Gondel.

Im Palast Mocenigo traf er die Frauen von Foscarini, Pesero und Nani, nebst den Nobili Giustiniani und Grimani. Es waren lauter Verwandte, die eine Gesellschaft unter sich bildeten, zu der nur Wenige Zutritt hatten. Sie waren alle äußerst überrascht, den Prinzen von Sachsen zu sehen, da die ungezwungene Manier, wie Herr von Mocenigo seinen Gast eingeladen hatte, in Italien nicht gebräuchlich war; denn so wenig sich die Italiener unter sich Zwang anthaten, so klebten ihnen doch noch zu viele Vorurtheile ihrer Erziehung an, um ein vertrauliches Verhältniß mit einem Fremden zu billigen. Der Prinz machte ihnen ein so höfliches Compliment, warum er sich in ihre Gesellschaft mische, und bat sie mit solcher Feinheit, ihn ganz wie Ihresgleichen zu behandeln, daß sie Alle Herrn von Mocenigo Dank wußten, daß er ihn mitgebracht habe. Man verbannte den lästigen Zwang, und vielleicht hat es in Venedig noch nie ein fröhlicheres Mahl gegeben, als dieses war.

Nach Tische fuhr die ganze Gesellschaft in einer Piotte auf dem großen Murenakanal spazieren; dann begab sie sich auf den Markusplatz und von da in das

Schauspielhaus. Das Abendbrod wurde wieder bei Herrn von Mocenigo eingenommen, und man trennte sich erst gegen Tagesanbruch.

Die Gegenwart des Herrn von Mocenigo hatte den Prinzen gehindert, seiner Gemahlin zu erklären, welchen Eindruck sie auf sein Herz gemacht habe. Doch hatte er ihr genug gesagt, um sich begreiflich zu machen, und sie hatte ihn recht gut verstanden.

Frau von Mocenigo konnte, was ihren Charakter anbelangt, für die vorzüglichste Frau ihrer Zeit erklärt werden. Sie hatte die Gefühle des Prinzen bald und mit großem Widerwillen bemerkt. Sie liebte ihren Gemahl und schätzte ihn; sie hatten in den fünf Jahren ihrer Ehe nie den geringsten Zwist miteinander gehabt. Jetzt fürchtete sie, der Prinz möchte ihren Frieden stören. Sie beschloß aber, sich auf eine Art gegen ihn zu benehmen, die ihm alle Hoffnung rauben und ihr ihre Ruhe erhalten sollte. Zu diesem Behuf duref sie den Prinzen nicht vermeiden; sie war verständig genug, um zu wissen, daß Schwierigkeiten einen neuen begeisterten Liebhaber nur noch mehr entflammen. So nahm sie sich vor, ihn weder zu fliehen noch aufzusuchen, sondern ihre gewohnte Lebensweise fortzusetzen.

Der Prinz voll Ungeduld, ihr den Zustand seines Herzens zu offenbaren, zeigte sich in ihrem Hause, sobald er glaubte, daß sie sichtbar seyn könne. Obschon Frau von Mocenigo allein war, als er sie um die Erlaubniß bitten ließ, sie zu besuchen, so nahm sie

doch keinen Anstand, ihn zu empfangen. Die Unterhaltung war Anfangs ziemlich gleichgiltig: sie drehte sich um die Geschichte des gestrigen Tags: endlich aber lenkte sie der Prinz auf seinen Hauptzweck. Er machte eine so galante und so geistvolle Liebeserklärung, daß wahrscheinlich jede andere Dame als Frau von Mocenigo gerührt worden wäre. Diese hörte ihn ruhig an, ließ ihn Alles aussprechen, was seine entstehende Leidenschaft ihm eingab, und antwortete erst, als er zu Ende war. „Ich habe," sagte sie in dem heitersten Tone zu ihm, „alle die schönen Sachen gehört, die es Ihnen beliebt hat zu mir zu sagen, und ich verhehle Ihnen nicht, daß die Wendung, die Sie gebraucht, so wie die Leichtigkeit, womit Sie sich in unserer Sprache ausdrücken, mir Vergnügen gemacht hat. Ich bin Ihnen unaussprechlich für die Gefühle verbunden, die Sie für mich haben. Allein da ich sie weder erwiedern kann, noch will, so bitte ich Sie, dieselben in Achtung zu verwandeln, und dann, versichere ich Sie, werden Sie mich nicht undankbar finden ...." — „Ach, Madame!" rief der Prinz, „Sie verdienen andere Gefühle und ...." „Keine Unterbrechung, Prinz!" fuhr sie fort; „ich habe Sie Alles sagen lassen, was Sie wollten; erlauben Sie mir nun auch, mich auszusprechen. Bis jetzt ist, Gott sei Dank, meine Tugend noch nie angefochten worden. Schon viele Männer haben mir gesagt, sie lieben mich: ihre Worte haben mich weder gerührt, noch beleidigt, da ich überzeugt

bin, daß man tugendhaft seyn kann, ohne Alles übel zu nehmen. Ich habe ihre angeblichen Gefühle nicht erwiedert, und sie haben aufgehört, die Verliebten zu spielen. Da ich entschlossen bin, dasselbe Verfahren gegen Sie zu beobachten, so hoffe ich auch, daß Sie es machen werden, wie die Andern; und dieß ist der glänzendste Beweis, den Sie mir von Ihrer Achtung geben können. Ich scheue mich nicht, zu sagen, daß dieß der einzige Weg ist, den Ihre Pflicht Ihnen vorzeichnet; denn ernstlich gesagt, welche Ansprüche haben Sie zu machen? Ich bin nicht mehr frei, und wenn ich es wäre, so fühle ich zu deutlich, daß das Schicksal mir nicht vergönnt hat, meine Hände nach einer Krone auszustrecken, und noch deutlicher fühle ich, daß meine Tugend zu stolz ist, als daß ich mich zu Ihrer Maitresse hergeben könnte. Urtheilen Sie also, Prinz, ob ich jetzt, da ich mit einem der angesehensten Männer dieses Staats verheirathet bin, einem Mann, den ich liebe und hochachte, und der die zärtlichste Freundschaft für mich hat, ob ich in diesen Verhältnissen eine fremde Flamme nähren könnte, ohne mich mit Schande zu bedecken. Nein, Prinz, nichts wird mich meine Pflichten gegen meinen Gemahl und mich selbst vergessen machen. Ich will, wo möglich, Ihre Achtung verdienen; und dieß kann ich nicht anders, als indem ich meine Tugend bewahre. Ich traue Ihnen ein zu feines Gefühl zu, um eine Dame zu lieben, die Sie nicht achten könnten. Welcher Lohn würde mir also, wenn ich mich auf Ihre Empfin-

dungen einließe? Ich würde mich gegen den besten aller Ehemänner vergehen, würde Ihre Achtung und somit bald auch Ihre Liebe verlieren, und nichts bliebe mir als die Schmach, meiner Schwachheit unterlegen zu seyn. Ich spreche mit Eurer Hoheit," fuhr sie fort, „wie eine Andere vielleicht erst nach einigen Jahren gesprochen haben würde; aber ich werde wenigstens die Genugthuung haben, Sie nicht durch getäuschte Hoffnungen zu kränken. Glauben Sie mir," fügte sie lachend hinzu, „vergeuden Sie Ihre Zeit nicht: es gibt hier eine Menge weit schönerer Damen, als ich bin, denen Ihre Liebe vielleicht nicht unangenehm ist. Bei diesen können Sie mehr Glück machen."

Der Prinz hatte Frau von Mocenigo mit der peinlichsten Ungeduld angehört, doch hatte ihm seine Ehrfurcht gegen sie nicht erlaubt, sie zu unterbrechen. Als sie mit ihrer Rede zu Ende war, fing er an, ihre Gründe zu bekämpfen. Er sagte Alles, wodurch er sie rühren zu können glaubte, und warf sich zuletzt zu ihren Füßen. „Halten Sie ein, Prinz," rief Frau von Mocenigo, indem sie ihn aufhob, „bisher habe ich Ihre Erklärungen für bloße Galanterie gehalten; jetzt aber sehe ich, daß die Sache ernsthaft wird und ich im Ernst mit Ihnen sprechen muß. Ich ersuche Sie deßhalb," fuhr sie fort, „mich von nun an mit Liebesversicherungen zu verschonen, wenn Sie mich nicht nöthigen wollen, Sie allein zu lassen. Noch einmal, wenden Sie sich anderswohin, denn ich für

meine Person kann und will Sie nicht anhören. Wenn Sie unverbesserlich sind, so werden Sie mir die Widerwärtigkeit bereiten, daß ich mich für die ganze Dauer Ihrer Anwesenheit in dieser Stadt in ein unbekanntes Dorf zurückziehen muß. Dieß wird Herrn von Mocenigo äußerst unangenehm seyn, und ich scheue mich nicht, Ihnen zu erklären, daß seine Ehrfurcht und freundschaftliche Anhänglichkeit an Eure Hoheit wohl verdienten, daß Sie ihm diesen Verdruß ersparten."

Diese edelstolze Erklärung machte beinahe die ganze Galanterie des Prinzen zu Schanden. Er sah wohl, daß er Nichts hoffen durfte, konnte sich aber nicht entschließen, eine Eroberung, mit der er sich geschmeichelt hatte, so leichten Kaufs aufzugeben. Er hörte nicht auf, von Liebe zu sprechen: allein Frau von Mocenigo stellte sich, als ob sie ihn nicht verstände, und richtete zwei oder drei Fragen an ihn, die ihn vollends ganz aus der Fassung brachten. Zum Glück für ihn kam Gesellschaft, so daß er Zeit hatte, sich zu erholen. Man schlug ihm eine Partie Milchiade vor; er nahm sie an, spielte aber so zerstreut, daß er nicht wußte, was er that, während Frau von Mocenigo die fröhlichste Laune an den Tag legte. Dieß brachte ihn zur Verzweiflung. Nach dem Spiel lud Herr von Mocenigo, der indeß nach Hause gekommen war, ihn zum Abendbrod ein; allein er gab vor,

er habe Briefe zu besorgen, die ihn fortzueilen nöthigen.

Als er aus der Gondel stieg, übergab ihm sein erster Gondoliere ein Billet. Der Prinz, dem dieß sehr unerwartet kam, erbrach es hastig und las es sogleich. Es war ein Rendezvous, wozu man ihn auf Mitternacht einlud; man bat ihn, allein zu kommen, und that ihm zu wissen, daß sein Gondoliere ihm Alles sagen werde, was er zu thun habe, um in die Arme einer Dame zu kommen, die es wage, sich seiner würdig zu glauben. Der Prinz, für den solche Abenteuer viel Anziehendes hatten, und der sich für seinen fehlgeschlagenen Plan auf Frau von Mocenigo zu entschädigen wünschte, nahm keinen Augenblick Anstand, und überließ sich der Führung seines Gondoliere, für dessen Treue ihm einer der angesehensten Bankiers von Venedig bürgte. Es war beinahe Mitternacht und keine Zeit mehr zu verlieren. Er hüllte sich in seinen Mantel, steckte seine Pistolen zu sich und stieg in die Gondel, ohne zu wissen, wohin man ihn führte. Der Gondoliere, der ihm das Billet gegeben hatte, überließ die Leitung des Fahrzeugs seinem Kameraden und setzte sich neben ihn. „Eure Hoheit ist ein schöner Prinz,“ redete ihn dieser Mann an, „und verdient wohl eine schöne Dame zur Geliebten; ich werde Ihnen eine verschaffen, die von hoher Geburt ist und in Beziehung auf Schönheit Ihresgleichen nicht hat. Sie ist erst achtzehn Jahre alt und hat außer Ihnen nie Je-

mand geliebt." Der Prinz lachte über diese Vorrede; er fragte begierig nach dem Namen der Dame, nach der Art, wie das Billet in die Hände des Gondelführers gerathen sei, und woher dieser sie kenne. Seine Neugierde wurde schlecht befriedigt. „Was den Namen der Dame anbelangt," antwortete der Gondoliere, „so ist mir verboten worden, ihn zu sagen, und Nichts in der Welt kann mich bewegen, ein Geheimniß zu entdecken, das mir anvertraut worden ist. Das Billet wurde mir diesen Morgen in der Kirche zugestellt, wo ich die Messe gehört habe. Eine in einen Mantel gehüllte alte Frau kam auf mich zu und gab mir ein Zeichen, ihr zu folgen; sie führte mich in eine Seitenstraße und stellte mir dort das besagte Billet zu, mit den Worten, daß ihre Gebieterin Sie liebe und zu sprechen wünsche. Ich bin über folgende Punkte mit ihr übereingekommen: ich führe Sie um Mitternacht unter die Fenster des Hauses der Dame; dort wartet sie, um eine Strickleiter zu befestigen, die ich ihr zuwerfen werde; an dieser Leiter steigen Sie hinauf; die Alte führt Sie in's Zimmer ihrer Gebieterin; ich kehre indeß mit meiner Gondel um und hole Sie um drei Uhr Morgens wieder ab."

Der Prinz fand diese, ganz ohne sein Wissen getroffene Veranstaltung höchst angenehm: doch schien ihm die Sache etwas gefährlich. Er erinnerte sich seines Abenteuers zu Madrid und besann sich einige Augenblicke ernstlich, ob er das neue bestehen oder wieder

umkehren solle. Der Gondoliere, der seine Unschlüssigkeit bemerkte, ergriff das Wort und sagte zu ihm: er solle Nichts fürchten; er selbst bürge dafür, daß ihm kein Leid geschehe; er dürfe sich auf ihn verlassen, er sei ein Ehrenmann, dem es unmöglich wäre, Jemand hinter's Licht zu führen. Der Prinz, der Nichts von Furcht wußte, wollte gegen seinen Gondoliere empfindlich werden, weil er es wagte, ihm Angst zuzutrauen. Er sagte ihm, nicht aus Angst bedenke er sich, das Abenteuer zu unternehmen, sondern er besorge blos, die Dame möchte nicht der Mühe werth seyn. Der Gondoliere betheuerte sich, daß es die schönste Frau von Venedig sei. Endlich ließ sich der Prinz, der nicht gewohnt war, sich lange bitten zu lassen, von seinen Gründen überzeugen, und befahl seinem Fährmann, ihn nach dem Ort des Rendezvous zu führen.

Nach langer Fahrt hielt die Gondel in einem engen Kanal an. Die Maßregeln waren so gut getroffen, daß die Leiter in einem Augenblick angebracht war. Der Prinz kletterte hinauf und stieg zum Fenster hinein, wo ihn Jemand bei der Hand faßte und zu ihm sagte: „Fürchten Sie Nichts, schöner Ritter, Sie sind hier in Sicherheit. Folgen Sie mir, ich will Sie glücklich machen.“ Er erkannte, daß es eine Frauenstimme war. Die Unbekannte führte ihn durch mehrere Zimmer, in denen sich kein Licht befand; doch kam er endlich vor eine Thüre, die in einen großen, prachtvollen und glänzend beleuchteten Salon führte.

Sodann ging er durch ein reich möblirtes Zimmer und gelangte endlich in ein Kabinet, das die übrigen alle an Pracht übertraf. Hier bat ihn seine Führerin, einen Augenblick allein zu bleiben, bis sie ihre Gebieterin von seiner Anwesenheit in Kenntniß gesetzt hätte. Sie ging, und einen Augenblick nachher erschien eine Dame, deren Schönheit, edle Haltung und prachtvoller Aufzug ihn mit Bewunderung erfüllte. Er glaubte sich in das Feenreich versetzt. Ihr edler Anstand und der Glanz, der sie umgab, überzeugte ihn sogleich, daß es eine Dame von Stand war. Er begrüßte sie ehrerbietig. Die Dame ergriff seine Hand und führte ihn nach einem Kanapee, mit der Bitte, sich neben sie zu setzen. „Was ich für Sie thue," sagte sie zu ihm, sittsam ihre Augen niederschlagend, „erklärt Ihnen meine Gefühle zur Genüge: ersparen Sie mir daher das Geständniß einer Leidenschaft, die ich seit einem Monate umsonst bekämpfe, und haben Sie Mitleid mit einer Unglücklichen, die das Unanständige ihres Betragens wohl fühlt, aber gestorben wäre, wenn sie sich das Vergnügen, Sie zu sehen, länger versagt hätte." Der Prinz nahm ihre Hand, küßte sie entzückt und dankte ihr für ihre Güte mit den Worten, daß er diese Nacht für die schönste seines Lebens ansehe und sich für den glücklichsten aller Sterblichen halte.

Er redete in diesem Augenblick in vollem Ernst, denn die schöne Unbekannte hatte Frau von Moce-

nigo ganz aus seinem Gedächtnisse verdrängt und erschien ihm überaus reizend. Er begriff nicht, wie sie ihm während der drei Monate, die er sich in Venedig aufhielt, habe verborgen bleiben können, und ebensowenig, wie ihm das Glück widerfahren war, daß sie sich in ihn verliebte. Die Dame löste ihm diese Räthsel und erzählte ihm die ganze Geschichte ihres Lebens. „Meine Eltern,“ sagte sie, „haben mich sehr jung und gegen meinen Willen mit dem Nobile N..., einem abgelebten Greise, verheirathet, bei dem ich sechs Jahre lang in der drückendsten Eingeschränktheit lebte; endlich ist er vor zwei Monaten gestorben und hat mir ein sehr ansehnliches Vermögen hinterlassen; was mir aber mehr werth ist, als alle Reichthümer der Welt, ich kann jetzt frei über meine Person verfügen. Einem venetianischen Brauche zufolge darf eine Frau in den drei ersten Monaten ihres Wittwenstandes sich auf keinem öffentlichen Platze zeigen, daher mußte ich das Haus hüten und konnte keinen Gesellschaften anwohnen. Ich gehe nie aus, außer in die Kirche. Dort habe ich Sie vor einem Monate zum ersten Mal gesehen. Seither schwebt Ihr Bild unaufhörlich vor meinen Augen. Ich habe mir das Vergnügen, Sie zu sehen, nicht versagen können und Sie deßhalb schriftlich gebeten, mich dieses Glückes theilhaftig werden zu lassen. Verzeihen Sie mir übrigens,“ fuhr sie fort, „die Vorsichtsmaßregeln, die ich angewandt habe, um Sie in mein Haus zu führen. Ich habe Sie weder mei-

nen Namen, noch meine Wohnung wissen lassen, bis ich versichert seyn zu können glaubte, daß meine Person Ihnen nicht unangenehm sei. Ich sehe, daß ich so glücklich bin, einige Erwiederung meiner Liebe hoffen zu dürfen; somit ist kein Rückhalt mehr nöthig, und es steht Ihnen frei, mich zu besuchen, so oft es Ihnen beliebt." Der Prinz dankte der schönen Wittwe für ihr verbindliches Entgegenkommen und schwur ihr ewige Liebe. Die Wittwe glaubte ihm, wie man das, was man wünscht, immer gerne glaubt: und der Prinz wußte ihre Leichtgläubigkeit zu benützen. Er weigerte sich, nach Hause zu gehen, als die Vertraute ihm meldete, daß die Gondel ihn erwarte, und bat die schöne Wittwe, ihn den Platz des Verstorbenen einnehmen zu lassen. Sie machte Anfangs einige Schwierigkeit, allein bald siegte die Liebe über ihre Vernunft und ihre Tugend. Die Alte schickte die Gondelführer zurück, mit der Weisung, nicht wieder zu kommen. Diese Vorsichtsmaßregel war nicht unnöthig; unsre Liebenden gefielen sich so wohl beisammen, daß sie sich drei Tage lang nicht trennten; die Alte besorgte ihre Tafel, und das Bett des Verstorbenen wurde dem Prinzen zurechtgemacht.

Während er so seinen Vergnügungen nachhing, waren seine Leute in der tödtlichsten Unruhe über sein Ausbleiben. Herr von Vitzthum wollte die Gondolieri verhaften lassen, um zu erfahren, wohin sie ihn geführt hätten. Der erste Gondoliere, der den Liebes-

boten gemacht hatte, sagte ihm, er solle wegen des Prinzen ganz beruhigt seyn, er sei an einem guten Orte. Er erbot sich sogar, als Gefangener im Palast zu bleiben und sich der Justiz ausliefern zu lassen, wenn der Prinz nicht noch an demselben Abende erschiene. Dieß war einen Tag, nachdem er vermißt wurde. Herr von Vitzthum nahm ihn beim Wort. Anfangs war der Gondoliere äußerst munter und lachte, sang und trank unaufhörlich; als er aber sah, daß der Prinz sich nicht zeigte, wollte er von Sinnen kommen. Er schrie an Einem fort: Io sono ingannato, Io sono tradito, ich bin betrogen, ich bin verrathen! Zu seinem Glück erschien der Prinz, als Herr von Vitzthum eben ernstliche Anstalten machte, seinen Gefangenen verhaften zu lassen. Der Gondoliere wußte sich vor Freude nicht zu fassen, er sprang dem Prinzen an den Hals und überhäufte ihn mit Liebkosungen. Dieser ließ ihm sechs Zecchinen ausbezahlen, die ihn seine Todesangst bald vergessen machten.

Der Prinz zeigte sich von der Zeit an öffentlich mit der Wittwe. Ganz Venedig erfuhr seine Leidenschaft für sie, und Frau von Mocenigo war entzückt, daß er anderwärts eine Verbindung eingegangen habe. Sie neckte ihn hie und da wegen seiner Unbeständigkeit. Der Prinz sagte ihr, er sei nicht so flatterhaft, als sie glaube, er bete sie noch immer an und besuche die Wittwe blos als eine Vertraute, vor der er sein von Empfindungen für sie überströmendes Herz ausschütte.

„Ich erlaube Ihnen, Prinz," antwortete Frau von Mocenigo, „daß Sie mich Ihr ganzes Leben lang auf diese Art lieben, vorausgesetzt, daß Sie Ihre Leidenschaft Niemanden wissen lassen, als Ihre Vertraute."

Indeß liebte der Prinz die Wittwe in vollem Ernst und glaubte sich von ihr geliebt. Aber wie undurchdringlich sind nicht die Frauen! Sie gab dem Prinzen Beweise der glühendsten und zärtlichsten Liebe, und hinterging ihn dennoch. Eines Tags besuchte er sie zu einer ungewohnten Stunde. Die Bedienten, die ihn als den Herrn des Hauses betrachteten, kündigten ihn nicht an, so daß er unaufgehalten auf das Zimmer der Wittwe zuging. Auf der Treppe begegnete er der alten Kammerfrau, die über seinen Anblick gewaltig erschrack und ihn ersuchte, das Zimmer ihrer Gebieterin nicht zu betreten, weil sie sich unwohl fühle und Ruhe nöthig habe. Die Verwirrung der Alten war dem Prinzen verdächtig; er trat schnell in das Zimmer; aber welcher Anblick für ihn! er fand seine Geliebte in den Armen eines Dominikanermönchs. Die beiden Liebenden waren so beschäftigt, daß der Prinz neben ihnen stand, ehe sie ihn bemerkten. Die Wittwe sah ihn zuerst: sie stieß einen lauten Schrei aus und strengte sich so sehr an, den Mönch los zu werden, daß dieser von dem Ruhebett herabfiel, auf dem sie gelegen waren. Die Dame hatte beim Aufstehen das Unglück, einen Fuß in ihrem Kleid zu verwickeln und auf den Mönch

zu fallen. Dieß machte ihre Verlegenheit noch peinlicher. Während sie allmählig aufstanden, überhäufte der Prinz die Wittwe mit Vorwürfen. Der Mönch griff schnell nach seinem Hut und Mantel, nahm seine Beinkleider in beide Hände und eilte zur Thüre hinaus. Der Prinz ging ihm nach und versetzte ihm mit seinem Rohr einige Hiebe über den Kopf. Der Mönch rief unaufhörlich, er sei ein Priester, und er werde excommunizirt, wenn er ihn schlage. Allein der Prinz ließ sich nicht irre machen und setzte ihm gewaltig zu. Der arme Betbruder, der weit und breit keine Gondel vor dem Hause sah, sprang in seiner Todesangst in den Kanal und wäre rettungslos ertrunken, wenn ihm nicht ein Bedienter der Dame zu Hülfe geeilt wäre.

Mit dieser ächt italienischen Scene hörte die Verbindung des Prinzen mit der Wittwe auf. Die ungetreue Schöne ging aus Scham über ihr Abenteuer am folgenden Tage in ein Kloster, wo sie nach einigen Jahren im Geruch großer Heiligkeit starb.

Voll Verdruß machte der Prinz jetzt Bekanntschaft mit einer berühmten Buhlerin, Trompettina. Er speiste regelmäßig bei ihr zu Nacht und fand in ihrem Hause die ganze vornehme Jugend Venedigs versammelt. Hier wurde das ausschweifendste Leben geführt, das man sich denken kann. Die venetianischen Jünglinge wurden alle krank, nur der Prinz blieb kerngesund. Allein obschon er nach seinem eigenen Geständniß galanter als Don Quixote war,

wollte ihm doch das Glück nicht blühen, wie er es wünschte. Er erhielt zwar mehrere Einladungen zu Rendezvous, allein gewöhnlich kamen sie von Buhlerinnen, die zwei Finger hoch roth und weiß aufgetragen und es blos auf seine Börse abgesehen hatten.

Jetzt beschloß er, sein Glück eine Zeit lang beim Bürgerstande zu versuchen. Sein getreuer Gondoliere war ihm hier von großem Nutzen und verschaffte ihm manche angenehme Gelegenheit. Eines Tags brachte ihm dieser Mann ein Billet in Clelia's Stil. Der Prinz wurde ersucht, einer Unglücklichen zu Hülfe zu kommen, die aus Liebe zu ihm sterbe. Die Unbekannte bedeutete ihm, sie wünsche ihn nur zu sprechen, um ihm zu sagen, daß sie ihn anbete; dieß sei die einzige Schwachheit, deren sich diejenige, die ihn erwarte, schuldig gemacht habe, wenn man die Anbetung eines Gottes überhaupt eine Schwachheit nennen könne. Der romantische Stil dieses Billets erregte in dem Prinzen den Wunsch, die Verfasserin kennen zu lernen. Er antwortete, er werde sich an dem bestimmten Orte einfinden. Sein Gondoliere sagte ihm, es sei die Frau eines Kaufmanns, Namens M a t h e i, die ihn erwarte; sie wohne in der Krämerstraße, und es gebe dießmal kein Fenster zu ersteigen. Die Schöne hatte mit dem Gondoliere ausgemacht, daß sie ihre Hausthüre offen lassen und Seine Hoheit unter derselben erwarten wolle. Allein dieß Alles war umsonst. Der Signor M a t h e i, der nach Padua hätte verrei-

sen sollen, war durch ein wichtiges Geschäft in Venedig zurückgehalten worden, und die Hausthüre fand sich verschlossen. Die Signora Mathei stand an einem Fenster und entschuldigte sich bei dem Prinzen auf's Höflichste, daß sie ihr Wort nicht halten könne; dabei versprach sie ihm heilig, sobald ihr Gemahl abgereist sei, es Seiner Hoheit zu wissen zu thun. Der Prinz mußte umkehren und war äußerst verdrießlich, daß er sich so viele Mühe umsonst gegeben hatte.

Mehrere Tage verstrichen, ohne daß er Etwas von Madame Mathei hörte. Eines Morgens, als er noch im Bette war, meldete man ihm eine Frau an, die ihren Namen nicht sagen wollte und ihr Gesicht verhüllt habe. Er befahl seinen Leuten, sie hereinzuführen und ihn mit ihr allein zu lassen. Als die Unbekannte erschien, entschuldigte sich der Prinz höflich, daß er sie so ungenirt empfange; er bat sie, sich zu setzen und ihm zu sagen, worin er ihr nützlich seyn könne. Die Dame setzte sich und fing an zu seufzen; dann sagte sie mit leiser Stimme: „Eure Hoheit hat sich vor einigen Tagen die Mühe gegeben, zu mir zu kommen; ich habe die Ehre nicht haben können, Sie zu empfangen: ich komme daher, um mich zu entschuldigen und diese Unhöflichkeit wo möglich wieder gut zu machen.“ An diesem Compliment erkannte der Prinz Madame Mathei. Er bezeugte ihr seine Freude und seine Erkenntlichkeit für die Gunst, die sie ihm erweise, und bat sie, ihr Gesicht zu enthüllen und ihm das Vergnügen nicht zu ver-

sagen, sie zu sehen. Aber wie groß war sein Erstaunen, als Madame Mathei ihm erklärte, daß Nichts in der Welt sie bewegen könne, ihren Schleier abzunehmen; der Anstand erlaube es nicht, sich im Zimmer eines Mannes, der im Bette sei, mit offenem Gesichte zu zeigen; er könne sie in ihrem Hause sehen, sobald sie überzeugt sei, daß er sie liebe, allein dazu brauche es mehr als Einen Tag. Alle Bitten des Prinzen konnten sie nicht von diesem Entschlusse abbringen. Sie blieb zwei Stunden bei ihm und sagte ganze Stellen aus Tasso her; endlich verließ sie ihn, nachdem sie miteinander übereingekommen, daß der Prinz in der nächsten Nacht sie besuchen solle.

Als er zu ihr kam, hatte sie das Gesicht wieder auf dieselbe Art verhüllt, wie in seinem Hause. Sie führte ihn in einen mit schönen Gemälden verzierten Saal, wo ein geschmackvolles Abendbrod aufgetragen war. Die Signora Mathei bezeugte eine große Freude, ihn zu sehen und declamirte ein Sonnet, das sie auf ihn gemacht zu haben vorgab. Doch konnte sie der Prinz nicht bewegen, ihren Schleier abzunehmen. Diese Art zu lieben war nicht nach seinem Geschmack, er vermuthete hinter der Hartnäckigkeit der Dame irgend ein Geheimniß, das vielleicht nicht zu ihren Gunsten spreche, und wurde auf einmal kalt gegen sie. Sie zitterte, als sie seine üble Laune bemerkte. „Ich sehe wohl,“ sagte sie schmachtend, „ich muß Ihrem Wunsche nachgeben. So sehen Sie mich denn,“ fuhr sie

fort, ihren Schleier abnehmend, „und entscheiden Sie jetzt über Leben oder Tod derjenigen, die Sie anbetet.“ Die Schönheit der Signora Mathei überraschte den Prinzen, so daß er sein Erstaunen nicht verbergen konnte. Sie sah mit Vergnügen die Wirkung ihrer Reize und konnte sich jetzt nicht länger beherrschen, sondern warf sich dem Prinzen um den Hals und nannte ihn ihren Caro, ihren Angelo; kurz, der letzte Akt des Romans kam weit früher, als sie sich vorgesetzt und der Prinz selbst es gehofft hatte.

Er besuchte sie während der zweimonatlichen Abwesenheit ihres Gemahls sehr fleißig; allein die Schwierigkeiten, auf die er in der Folge stieß, und seine natürliche Unbeständigkeit bestimmten ihn, diese Verbindung abzubrechen und die Signora Mathei einer Nonne im Kloster .... aufzuopfern, wo blos Töchter aus den angesehensten Familien der Republik aufgenommen werden, die hier sehr viele Freiheiten genießen. Der Prinz sah sich jetzt genöthigt, nach den Regeln zu lieben; er mußte die Rolle eines zärtlichen Liebhabers ganz ausspielen, ehe ihm die Genüsse der Liebe gestattet wurden. Während dieses Liebeshandels brachte er ganze Tage in der Kirche .... vor der Thüre des Sprachzimmers zu. Ganz Venedig glaubte, er sei katholisch geworden, und die Mönche sprachen von seiner Bekehrung als von einer unzweifelhaften Thatsache und einem Wunder Gottes. Die Frömmler bewunderten die Güte der Vorsehung, die ein verlornes

Schaf auf diese Art in den Schooß der Kirche zurückgeführt. Es fehlte wenig, so wäre die Nonne kanonisirt worden. Leute von Welt aber theilten die Bethörung des Pöbels nicht und wußten sich die ganze Sache gut zu erklären. Der Prinz war in seinen Aeußerungen nicht sehr behutsam; er ging seinen Weg gerade fort und ließ sich in seiner Vergnügungssucht durch Nichts irre machen. So brachte er achtzehn Monate in Venedig zu und genoß allgemein die größte Liebe und Hochachtung. Galanterie, man mag sie so weit treiben, als man will, wird hier nicht als Fehler angesehen, und überdieß war der Prinz in Aller Augen schon durch seine Jugend entschuldigt.

Endlich verließ er die schöne Inselstadt, um das übrige Italien zu bereisen. Die erste Stadt, in der er sich eine Zeit lang aufhielt, war Bologna, wo ihm der Adel, der gegen die Fremden äußerst zuvorkommend ist, außerordentliche Ehren erwies. Der päpstliche Legat, Cardinal Buoncompagno, gab ihm ein glänzendes Fest. Von Bologna aus reiste er nach Florenz, wo er den Großherzog Cosmo III. besuchte und einen innigen Freundschaftsbund mit dem Kronprinzen schloß, der die Schwester der verstorbenen Churfürsten von Baiern und Cöln geheirathet hatte. Der Prinz war entzückt, diese Prinzessin zu sehen, sie war die Zierde des toskanischen Hofs und wegen ihrer Feinheit, Anmuth und Bescheidenheit die Bewunderung von ganz Italien. Sie liebte rauschende und glän-

zende Vergnügungen und wetteiferte mit ihrem Gemahl, dem Prinzen alle mögliche Gelegenheiten zu verschaffen, wo er seine Gewandtheit und sie selbst ihre Pracht an den Tag legen konnten. Nicht zufrieden mit den kostbaren Balleten und Schauspielen, die miteinander abwechselten, beschloß der Großherzog, ein Carousſel zu veranstalten, wo sich die ganze vornehme Jugend von Florenz vor dem versammelten Volke zeigen sollte. Der Prinz, der in diesen Arten von Uebungen Seinesgleichen suchte, ging mit Vergnügen in den Plan des Großherzogs ein, und man verständigte sich zu folgenden Punkten: es sollten vier Quadrillen aufgestellt werden, um die vier Monarchien zu repräsentiren, deren Häupter der Prinz von Sachsen, der Großherzog, die Herzoge von Mantua und Guastalla seien; diejenigen Ritter, die sich am meisten auszeichneten, sollten einen Preis erhalten, den die Richter zu bestimmen hätten, und endlich sollten alle Ritter, sowohl Florentiner als Ausländer, vor einem Wappenrichter ihren Adel beweisen, bevor sie Zutritt erhielten.

Nachdem diese Punkte festgestellt waren, hatten die Prinzen und edlen Herrn keine andere Sorge mehr, als mit dem größtmöglichen Glanz zu erscheinen und in ihren Chiffern oder Devisen eine galante Beziehung auf ihre Geliebten anzubringen.

Endlich erschien der Tag des Carousſels. Der Großherzog, der Cardinal von Medicis, sein Bruder und die Kronprinzessin begaben sich in Begleitung

vieler edler Damen auf die für sie bestimmten Gallerien und Gerüste. Die vier Anführer erschienen mit ihren Quadrillen in den Schranken, und die Pracht ihrer Pferde und Rüstungen bot das glänzendste Schauspiel dar, das Florenz je gesehen hat. Der Prinz von Sachsen stund an der Spitze der Perser: er trug keine andere Farbe als Blau und Weiß, die Farbe der Kronprinzessin, der er eine Ehre erweisen wollte, da er in Florenz keine Geliebte hatte.

Nie hat ein menschliches Auge mehr Gewandtheit gesehen, als der Prinz an den Tag legte. Obschon der Kronprinz anerkannt der beste Reiter von ganz Italien war, so machte doch der Prinz von Sachsen ihm den Rang streitig. Er hatte in allen seinen Bewegungen einen Anstand, der ihm die ungetheilteste Bewunderung zuzog. Die Damen bezeugten laut ihre Freude, als er das Ziel glücklich erreicht hatte. Er erhielt die ersten Preise und hätte leicht alle bekommen können, wenn er nicht gefürchtet hätte, die andern Ritter allzusehr zu kränken.

Der Herzog von Mantua, der eine große Meinung von seiner Geschicklichkeit hatte, konnte seinen Neid über das Glück des Prinzen nicht verbergen; es entfuhren ihm einige Aeußerungen, die seinen Aerger hinlänglich beurkundeten. Unklugerweise wurden sie am andern Tag dem Prinzen hinterbracht, der sogleich Rechenschaft zu fordern beschloß. Er schrieb ein Billet an den Herzog, worin er ihn zum Zweikampf forderte

und ihm die Wahl der Waffen überließ. Rose, *) einer der Kammerherrn des Prinzen, überbrachte das Ausforderungsschreiben. Der Herzog von Mantua, der nicht gewillt war, sich durch Tapferkeit unsterblich zu machen, zitterte, als er es las. Er sagte zu Rose: er begreife nicht, wodurch er den Prinzen habe beleidigen können: er bitte ihn um Verzeihung und erbiete sich zu jeder Art von Abbitte, die Seine Hoheit verlangen könne. Rose antwortete, er glaube, daß sein Gebieter zufrieden seyn werde, wenn Seine Hoheit ihm eine eigenhändig geschriebene Erklärung gebe, worin sie anerkenne, daß der durchlauchtigste Prinz von Sachsen sie zum Zweikampf herausgefordert, daß sie aber aus Furcht vor seinem Muthe es nicht gewagt habe, sich mit einem so tapfern Prinzen zu schlagen. Der Herzog von Mantua umarmte Rose und dankte ihm tausendmal, daß er ihm ein Mittel gezeigt habe, dem Kampfe auszuweichen. Er schrieb ein Billet ganz nach Rose's Angabe, unterzeichnete es und drückte sein Siegel darauf. Als der Prinz dieß Schreiben zu Gesicht bekam, sagte er achselzuckend: „Ist's möglich, daß ein Fürst so feig ist, eine solche Erklärung zu geben!" Der Herzog von Mantua aber, welcher besorgte, der Prinz möchte noch nicht ganz zufriedengestellt seyn, reiste heimlich ab und verschloß sich in die Hauptstadt seines Landes.

Wenige Tage nach diesem Abenteuer verließ der

*) Er starb als Generallieutenant in sächsischen Diensten.

Prinz Florenz, sehr zufrieden mit den Ehrenbezeugungen, die man ihm hier erwiesen hatte. Da der Großherzog ihn bewirthet hatte, so machte er seinen Hofbedienten glänzende Geschenke. In Siena, wo er sich einige Tage aufhielt, begegnete ihm folgendes Abenteuer, das seinem edlen Herzen Ehre machte und ihm die Hochachtung aller Rechtschaffenen erwarb.

Während seines Aufenthalts zu Florenz hatte ihm ein Abbé aus Siena eine seiner Verwandten als das schönste Mädchen von Italien gerühmt und versprochen, bei seiner Durchreise durch Siena sie ihm zu zeigen. In dieser Stadt angelangt, forderte der Prinz den Abbé auf, sein Wort zu halten. Der Abbé führte ihn noch an demselben Abend in die Hauptkirche, wo seine Verwandte die Messe hörte. Der Prinz fand das Mädchen bezaubernd und beschwor den Abbé, ihm zu einer geheimen Zusammenkunft mit ihr zu verhelfen. Der gefällige Diener der Kirche antwortete, dieß sei nicht ganz unmöglich, doch werde es viele Mühe und schweres Geld kosten. Der Prinz sagte, was die Mühe anbelange, so sei dieß Sache des Abbé. Die Kosten aber scheue er nicht, und er erbiete sich zu jeder Summe, die man verlangen könne. Mit dieser Vollmacht begab sich der Abbé zur Mutter des jungen Mädchens, die er weit gefälliger fand, als er gehofft hatte. Diese Frau versprach, für tausend Pistolen baar Geld ihre Tochter preiszugeben.

Dieß wurde festgesetzt, allein die Rechnung war

ohne den Wirth gemacht, die Tochter wies den Antrag ihrer Mutter auf's Entschiedenste von sich. Außer ihrem Abscheu vor dem Gedanken, auf diese Art verkauft zu werden, stand das Mädchen in einem Liebesverhältniß mit einem Jüngling, der ihr die Ehe versprochen hatte, was ihre Mutter aber durchaus nicht zugeben wollte. Sie warf sich ihr zu Füßen und beschwor sie, nicht eine Handlung von ihr zu verlangen, die sie mit ewiger Schmach bedecken würde. Die Mutter aber ließ sich weder durch Bitten noch Thränen rühren, und erklärte ihrer Tochter kurzweg, im Fall sie ihr nicht gehorche, werde sie lebenslänglich in ein Kloster gesperrt. Diese Drohung machte die Tochter erzittern, doch gab ihr die Verzweiflung ein Mittel ein, sich vor der Schande zu schützen. Sie erklärte sich mit dem Ansinnen ihrer Mutter einverstanden und sagte, der Prinz von Sachsen könne kommen.

Der Abbé, der diese Antwort zu überbringen hatte, führte den Prinzen zu seiner Verwandten. Die Mutter bewillkommte ihn auf's Freundlichste; die Tochter stand mit niedergeschlagenen Augen da und sprach kein Wort. Dieser kalte Empfang überraschte den Prinzen nicht; er schrieb ihn der Anwesenheit der Mutter und dem letzten Kampfe der sterbenden Tugend zu. Er brannte vor Ungeduld, mit ihr allein zu seyn, und der Abbé und die Mutter entfernten sich schnell. Aber wer beschreibt sein Erstaunen, als das junge Mädchen in Thränen gebadet ihm zu Füßen fiel, seine Kniee um=

faßte und ihn mit einer von Schluchzen unterbrochenen Stimme beschwor, Mitleid mit einem Mädchen von Erziehung zu haben, das eine unmenschliche Mutter ihrer schnöden Habsucht aufopfere. „Prinz,“ sagte sie zu ihm, „ich bin in Ihrer Gewalt und habe keine andere Hoffnung, als auf Ihre Großmuth. Ich flehe sie an und bin überzeugt, daß sie Ihrer hohen Geburt entspricht. Um Gottes willen, mißbrauchen Sie die traurige Lage nicht, in die mich meine Mutter versetzt hat.“ Ein Strom von Thränen hemmte ihre Stimme; sie konnte kein Wort mehr vorbringen. Der Prinz, innig gerührt von dem Unglück des schönen Mädchens, hob sie auf und sagte: „Fürchten Sie Nichts, mein Fräulein; ich bin weit entfernt, von der Vollmacht Gebrauch zu machen, die Ihre Mutter mir über Sie gegeben hat; im Gegentheil will ich Sie gegen diese Mutter selbst in Schutz nehmen. Sagen Sie mir nur, worin ich Ihnen dienen kann.“

Ein zum Tode abgeführter Verbrecher kann nicht vergnügter seyn, wenn er den Ruf: Gnade! hört, als dieses tugendhafte Mädchen jetzt war. Sie warf sich dem Prinzen auf's Neue zu Füßen, konnte aber kein Wort vorbringen, sondern hielt seine Kniee umfaßt und schien ihn als ihren Schutzengel anzubeten. Der Prinz hob sie auf und fragte sie, nachdem sie sich erholt hatte, warum sie trotz ihres festen Vorsatzes, seine Wünsche nicht zu befriedigen, allein mit ihm geblieben sei. Sie erzählte ihm umständlich Alles, was

zwischen ihrer Mutter und ihr vorgegangen war, und verhehlte ihm nicht, daß die Furcht, einen Liebhaber, der ihr theuer sei, zu verlieren, sie zur Einwilligung in das Verlangen ihrer Mutter bestimmt habe. „Ich schmeichelte mir,“ setzte sie hinzu, „daß mein Unglück Sie rühren würde, und — hier zog sie einen Dolch aus dem Busen — wenn ich mich getäuscht hätte, so hätte dieses Eisen mich vor der Schande gerettet.“

Der Prinz war freudig erstaunt, bei einem Mädchen, das noch nicht siebzehn Jahre hatte, so vielen Muth zu finden. „Mein Fräulein,“ sagte er zu ihr, „ich bewundere Ihre Schönheit und ehre Ihre Tugend. Ich bin entzückt, daß ich eine Gelegenheit habe, zu Ihrem Glücke beizutragen. Ja, mein Fräulein, ich werde Ihre Mutter zu bestimmen wissen, daß sie Ihre Vermählung mit dem Glücklichen, dem Sie Ihr Wort gegeben haben, zugibt; und um Sie von meiner Achtung zu überzeugen, erlauben Sie, daß ich Ihnen auf Ihr ganzes Leben einen Jahrsgehalt von tausend Thalern aussetze.“ Dieses großherzige Betragen rührte das Mädchen in der innersten Seele: sie versicherte den Prinzen, daß sie und ihr Liebhaber ihm ewig dankbar seyn werden. „Gott gebe,“ sagte sie zu ihm, „daß Sie Ihre hohe Bestimmung glanzvoll erfüllen!“ Der Prinz dankte ihr für ihre guten Wünsche und bat sie, ihre Mutter zu rufen und ihn mit ihr allein zu lassen.

Als diese Frau kam, überhäufte er sie mit Vorwürfen, daß sie Gewalt gegen ihre Tochter gebraucht habe.

Dann erklärte er ihr, daß sie, wenn sie auf der Ausbezahlung der tausend Pistolen bestehe, in die Heirath ihrer Tochter willigen müsse. Und als sie sich unschlüssig zeigte, sagte er zu ihr: „Sie müssen entweder meinen Wunsch erfüllen oder sich in ein Kloster einsperren lassen. Ich werde mir dieß als eine Gunst von dem Großherzog ausbitten, und ich darf von seiner Freundschaft erwarten, daß er es mir nicht abschlägt. Denn einfürallemal, ich werde nicht zugeben, daß Ihre Tochter bei Ihnen bleibt.“ Das Wort: Kloster, erschreckte die Mutter, wie früher die Tochter. Sie willigte in das Verlangen des Prinzen. Man schickte sogleich nach dem Bräutigam und einem Notar; und der Heirathscontract wurde noch zu derselben Stunde ausgefertigt und unterzeichnet. Der Prinz bezahlte der Mutter die tausend Pistolen und sicherte der Tochter ihren Jahrsgehalt auf's Neue zu.

Nachdem diese Angelegenheit so in's Reine gebracht war, reiste der Prinz nach Rom. Er langte in der Hauptstadt der Welt zu einer Zeit an, wo Frömmigkeit und Neugierde von allen Seiten her die Fremden nach dieser Stadt locken. Antonio Pignatelli saß damals unter dem Namen Innocenz XII. auf dem Stuhl des heiligen Petrus. Der Prinz machte dem Papste seine Aufwartung und wurde, obschon er sich blos für einen Grafen von Meißen ausgab, mit denselben Ehrenbezeugungen von ihm empfangen, wie ein souveräner Fürst. Der heilige Vater un-

terhielt sich mit ihm lange über seine Reisen, über den spanischen Hof und über den beklagenswerthen Zustand der katholischen Religion in Sachsen. Er empfahl ihm die Anhänger dieser Kirche. Der Prinz versprach, sie nach seinen Kräften in Allem zu unterstützen. Der Papst umarmte ihn entzückt und sagte mit prophetischer Begeisterung: „Gott wird Ihre Tugenden belohnen, er wird Sie in den Schooß der Kirche zurück- und dem glänzendsten Loose entgegenführen.“

Bei allen Festlichkeiten der heiligen Woche hatte der Papst die Aufmerksamkeit, für den Prinzen einen vortheilhaften Platz zu besorgen. Außerdem machte er ihm glänzende Geschenke und schickte täglich einen Ehrenkämmerer zu ihm, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Am Allerheiligenfeste ertheilte ihm der Papst, als er ihn an einem Fenster des Palastes Occoramboni erblickte, den Segen des heiligen Sacraments. Ganz Rom ärgerte sich darüber; Pasquin sagte, der Papst sei ein Lutheraner, und der Prinz von Sachsen ein Katholik geworden.

Nach dem Beispiel des heiligen Vaters setzten auch die Kardinäle ihren Amtsstolz bei Seite und überhäuften den Prinzen mit Höflichkeiten. Ebenso der Adel, der sich alle mögliche Mühe gab, ihm den Aufenthalt in Rom angenehm zu machen. Jeder schätzte sich's zur Ehre, ihm ein Fest zu geben, und so wurden unaufhörlich Lustpartien nach Frascati, Tivoli und Albano veranstaltet.

Vor Allen war es die Familie Colonna, die sich durch Zuvorkommenheit gegen den Prinzen auszeichnete, und wo er seine meisten Besuche machte. Die Gemahlin des Connetable war keine Schönheit, aber sie hatte etwas Majestätisches in ihren Augen; dieß und die feine Bildung ihres Geistes verschaffte ihr zahlreichere Anbeter, als andern von der Natur mehr begünstigten Damen. Sie verstand sich vollkommen auf die Kunst, ihre Liebhaber zu fesseln, und ohne einem Einzelnen einen auffallenden Vorzug zu geben, wußte sie Alle mit gleichen Hoffnungen hinzuhalten. Ihr Haus war der Sammelplatz der ausgezeichnetsten Personen beiderlei Geschlechts. Man genoß daselbst jene edle Freiheit, welche die Gemahlin des Connetable Mancini eingeführt hatte. Glänzende Concerte, Spielpartien und Feste, an denen ganz Rom Theil nahm, waren bei ihr nichts Seltenes. Der Prinz von Sachsen brachte seine Abende gewöhnlich in diesem Hause zu; er fand ein unendliches Vergnügen in der Unterhaltung mit der Gemahlin des Connetable, welche hinwiederum die feine Bildung des Prinzen bewunderte. Sie verabschiedete ihre Liebhaber, wenn er sich zeigte, sie langweilte sich überall, wo er nicht war, und konnte ihre Empfindungen gegen ihn so wenig verhehlen, daß der Connetable aufmerksam wurde. Seine Eifersucht erlaubte ihm nicht, seine Gemahlin während der Anwesenheit des Prinzen länger in Rom zu dulden; unter dem Vorwand, daß Angelegenheiten von dringender

Wichtigkeit ihn nach Neapel riefen, nöthigte er sie, ihn zu begleiten, und begab sich mit ihr in die Einsamkeit auf eines seiner Landgüter.

Der Prinz tröstete sich leicht über diesen Verlust: seine Empfindungen für diese Dame beschränkten sich auf Achtung. Sein Herz hatte Madame Monti, die Schönheit Roms, gefesselt. Der Prinz wandte sich mit seinen Huldigungen an sie und wurde erhört; man sagt sogar, sein Sieg sei nicht schwer gewesen. Allein seine Liebe zu dieser Dame erlosch fast eben so schnell, als sie entstanden war; Madame Monti besaß zu wenig Geist, um ihre Eroberung zu behaupten.

Das Herz des Prinzen flatterte jetzt, als es wieder frei war, von einer Schönheit zur andern; Nichts konnte es fesseln. Er benützte diese Ruhe, die ihm die Liebe ließ, um die verschiedenen alten und neuen Seltenheiten Roms zu betrachten. Um diese Zeit bildete sich sein ausgezeichnet feiner Geschmack für Malerei und Baukunst, seine seltene Kenntniß der Alterthümer und sein gesundes Urtheil im ganzen Gebiet des Schönen.

Nachdem er seine Neugierde befriedigt, reiste er nach Neapel, wo er aber nicht länger blieb, als nöthig war, um die Merkwürdigkeiten einer durch ihre Lage und ihr Alter so berühmten Stadt zu betrachten. Dann schiffte er sich bei dem günstigsten Winde nach Sicilien ein, hatte aber unterwegs einen schrecklichen Sturm auszustehen. Er dauerte fünf Tage, und be-

reits hatten die Matrosen allen Muth und Geistesgegenwart, die Reisenden alle Hoffnung verloren. Der Steuermann legte, von Mattigkeit erschöpft und in Todesangst das Ruder bei Seite, und überließ das Fahrzeug den ungestümen Winden. Als der Prinz die gänzliche Unordnung bei der Mannschaft sah, bemächtigte er sich des Ruders, verrichtete einen ganzen Tag und eine Nacht hindurch das Geschäft des Steuermanns und war so glücklich, das Schiff zu retten und in Palermo zu landen.

Er hielt sich in dieser Hauptstadt, wie überhaupt in ganz Sicilien, nicht lange auf, und besuchte blos die ausgezeichneteren Städte. Seine Neugierde führte ihn auch auf den Berg Aetna, die unselige Grabstätte des Riesen Typhoeus und Feueresse Vulkans. Von Messina aus schiffte er sich nach Reggio ein. Er durchreiste Calabrien, kam wieder nach Neapel und endlich zurück nach Rom. Dort sah er den Papst noch einige Male und reiste dann nach Venedig, wo er mit allgemeinem Jubel empfangen wurde. Er hatte sich vorgenommen, einige Zeit hier zu bleiben, allein die Nachricht, daß Ludwig XIV. dem Kaiser Leopold und dem Reiche den Krieg erklärt, bestimmte ihn, den Vergnügungen Venedigs zu entsagen und auf das Feld der Ehre zu eilen. Er begab sich zur Rheinarmee, wo er jene Unerschrockenheit und Tapferkeit an den Tag legte, die ihn sein ganzes Leben lang ausgezeichnet und allen seinen Feinden Bewunderung abgenöthigt hat.

Nach Beendigung des Feldzugs beabsichtigte der Prinz, wieder nach Italien zu reisen; allein die Churfürstin seine Mutter *) und der Churfürst sein Bruder baten ihn so inständig, er möchte nach Sachsen zurückkehren, daß er ihnen diesen Trost nicht versagen konnte. Er nahm seinen Weg über Nürnberg und Bayreuth, in welch' letzterer Stadt er sich eine Zeit lang bei dem Markgrafen von Brandenburg aufhielt, der ihn glänzend empfing. An diesem Hof sah er die Prinzessin Eberhardine, Tochter des Markgrafen. Ihre Schönheit schien ihm Alles zu übertreffen, was er auf seinen Reisen gesehen hatte: er verliebte sich sterblich in sie und beschloß, allen anderwärtigen Liebeshändeln zu entsagen und sich nur den Besitz dieser Prinzessin zu sichern, der ihm als das größte aller Erdengüter erschien.

Wirklich gehörte die Prinzessin von Bayreuth zu denjenigen Damen, die man nicht ohne Bewunderung sehen kann. Ihr weißer Teint und ihre blonden Haare ließen ihr bezaubernd schön. Ihre Züge waren regelmäßig, ihr Gesicht und ihr ganzes Wesen strahlte von Anmuth und Lieblichkeit. Ihre Anspruchslosigkeit und ihr sanfter Charakter machten ihren Umgang äußerst angenehm. Nur war sie etwas zu ernsthaft für eine Person, die noch nicht das fünfzehnte Jahr zurückgelegt hatte.

*) Anna Sophia, Tochter Friedrichs III. Königs von Dänemark.

Der Prinz von Sachsen gab sich alle Mühe, ihr zu gefallen, und als er glaubte, daß er ihr nicht unangenehm sei, bot er ihr seine Hand an. Die Prinzessin antwortete, sie hänge von einem Vater und einer Mutter ab, ohne deren Gutheißen sie keine Wahl treffen, aus deren Händen aber sie ihren Gemahl annehmen werde. Der Prinz wandte sich daher an den Markgrafen und bat ihn um die Hand der Prinzessin. Er erhielt sie, und bald darauf wurde die Vermählung mit aller Pracht und Festlichkeit gefeiert, die man je bei einer solchen Gelegenheit gesehen hat.

Der Prinz führte seine junge Gattin nach Dresden, wo sie von der Churfürstin Mutter und dem Churfürsten mit allen Zeichen der innigsten Zärtlichkeit empfangen wurden. Mehrere Monate lang dauerten die Feste und Lustbarkeiten ununterbrochen fort. Die Sachsen, die den Prinzen weit mehr liebten, als den Churfürsten, legten ihre Anhänglichkeit an ihn und ihre Freude über seine Rückkehr auf tausend verschiedene Arten an den Tag.

Bald verwandelten sich diese Festlichkeiten in Trauer. Fräulein von Neitsch, welche der Churfürst noch immer mit beispielloser Leidenschaft liebte, bekam die Blattern und starb. Der Churfürst gerieth darüber in eine Verzweiflung, die an Wahnsinn grenzte. Man konnte ihn nicht von dem entseelten Leichnam trennen; er hielt ihn in seinen Armen, bedeckte ihn mit seinen Liebkosungen, und rief den Tod

um seinen Beistand an, ihn von der unerträglichen Last des Lebens zu befreien.

Allgemein schrieb man die Verzweiflung des Churfürsten einer übernatürlichen Ursache zu, und da die sächsischen Tribunale anderer Meinung waren, als das Parlament von Paris, das Nichts von Zauberern wissen will, so zweifelten sie nicht daran, daß Fräulein von Neitsch sich durch Zauberkünste seine Liebe verschafft habe. Das Gerücht ging damals, unter ihrem linken Arme habe man ein in Blut getauchtes Stück Leinwand gefunden, worin ein mit sonderbaren Schriftzeichen beschriebenes Papier eingewickelt gewesen sei, und sobald man dieses Papier bei Seite geschafft, sei der Churfürst ruhig geworden und wieder zu seinem Verstande gekommen, an dem man bereits verzweifelt habe. Ich weiß nicht, ob diese Sage einigen Glauben verdient, aber wahr ist, daß der Churfürst in Folge seiner Hartnäckigkeit, sich nicht von dem Leichnam trennen zu wollen, fünf Tage nachher ebenfalls die Blattern bekam und am siebenten Tage starb. Er wurde von seinen Unterthanen weniger bedauert, als der Fall gewesen wäre, wenn er einen andern Nachfolger erhalten hätte, als den Prinzen Friedrich August.

Man kann sich denken, wie der Gräfin Rochlitz, Mutter des Fräuleins von Neitsch, zu Muthe war. Der Prinz erlaubte ihr nicht, den Churfürsten während seiner Krankheit zu besuchen, und ließ ihr die Siegel und Juwelen, die sie von dem Fürsten in Händen hatte,

abfordern. Sie fragte, ob der Churfürst todt sei, und auf die Antwort: Nein! erklärte sie: „So habe ich also noch keinen Gebieter, und Niemand kann mich nöthigen, das auszuliefern, was sein Vertrauen in meine Hände gegeben hat." Kaum hatte Johann Georg seinen letzten Seufzer gethan, so ließ der Churfürst Friedrich August Frau von Rochlitz verhaften und ihr den Prozeß machen. Sie war so glücklich, ihr Urtheil nicht zu überleben, das an ihrem Todestag gesprochen wurde. Es lautete dahin, daß sie auf einer Schleife zum Richtplatz geführt, gehenkt und ihr Leichnam unbeerdigt gelassen werden solle. Doch cassirte der Churfürst diesen Spruch und erlaubte ihren Verwandten, sie zu bestatten. Er sagte, er wolle seine Regierung nicht mit einer so grausamen Beschimpfung einer angesehenen Familie beginnen.

Die Thronbesteigung Friedrich Augusts gab dem ganzen Hofe von Sachsen eine andere Gestalt. Der neue Fürst übergab den Oberbefehl über die Truppen dem Feldmarschall von Schöning, das Portefeuille der Finanzen Herrn von Beichling; er ernannte Herrn von Haugwitz zum Großmarschall, verabschiedete die Minister seines Bruders und behielt nur diejenigen bei, die schon seinem Vater gedient hatten.

Die Leichenfeier des Churfürsten geschah mit außerordentlicher Pracht; sein Leichnam wurde in der Familiengruft in Torgau beigesetzt. Friedrich Au-

gust zeigte bei dem Verluste seines Bruders eine tiefere Trauer, als gewöhnlich bei denjenigen der Fall ist, denen eine Krone als Erbe zufällt.

Der neue Churfürst lebte in der vollkommensten Einigkeit mit seiner Gattin; sie betete ihn an, er liebte sie über Alles, und die Fürstin hielt sich für die glücklichste Sterbliche. Die Hofleute zweifelten nicht daran, daß es ihr gelungen sei, das unbeständige Herz Augusts auf immer zu fesseln, und der Prinz selbst glaubte im Ernst, allen Liebeshändeln entsagt zu haben. Die Folge lehrte, daß beide Theile sich täuschten, denn Beständigkeit war einfürallemal nicht seine Sache.

Die Churfürstin Mutter, die als Tochter des Königs Friedrich III. von Dänemark den Titel: Königliche Hoheit führte, hatte unter ihren Ehrendamen ein junges Fräulein von Kessel. Diese war die Veranlassung, daß der junge Churfürst den Eid der Treue brach, den er seiner Gemahlin geschworen hatte. Die Kanzlerin Friese rief diese neue Leidenschaft in's Leben, indem sie die geistigen und physischen Vorzüge des Fräuleins von Kessel dem Churfürsten mit so lebhaften Farben schilderte, daß er begierig wurde, sie kennen zu lernen; die tugendhafte und wohlmeinende Dame that dieß in der besten Absicht, um dem Fräulein, die wenig Mittel besaß und mit dem Gehalt einer Ehrendame kaum am Hofe leben konnte, eine Pension zu verschaffen. Es ist wahr, daß sie dem Chur-

fürsten schon früher gefallen hatte, aber er hatte noch nie mit ihr gesprochen.

Eines Tags als er die Churfürstin, seine Mutter, besuchen wollte, traf er im Vorzimmer das Fräulein von Kessel und unterhielt sich lange mit ihr. Ihre geistreichen Antworten entzückten ihn dergestalt, daß er sich von Stunde an in sie verliebte. Er blieb kaum einen Augenblick bei der Churfürstin. Am andern Tag kam er wieder und so einen ganzen Monat lang; die Hofleute glaubten, er berathe sich mit seiner Mutter über Angelegenheiten von der größten Wichtigkeit. Während dieser ganzen Zeit konnte er seine Schöne nur selten sprechen. Das tugendhafte Mädchen hatte seine Liebe bemerkt und ging ihm absichtlich aus dem Weg, da sie nicht gesonnen war, sich darauf einzulassen. Der Churfürst, der seine Zeit nicht gerne verschwendete, schrieb ihr folgendes Billet:

„So achtungswerth mir auch die Empfehlungen der Frau von Friese sind, so ersuche ich Sie doch, die zwei tausend Thaler Pension, auf die ich Ihnen hiemit die Anweisung schicke, nicht auf ihre Rechnung zu setzen. Sie haben diesen Beweis meiner Achtung nur sich selbst zu verdanken. Seien Sie überzeugt, daß sich meine wohlmeinende Gesinnung gegen Sie nicht auf diese Kleinigkeit beschränken wird. Fliehen Sie mich doch nicht mehr, wie bisher, und versagen Sie mir die süße Freude nicht, mich mit Ihnen zu unterhalten. Wenn Sie mich einmal kennen, werden Sie

mir vielleicht Ihre Hochachtung nicht vorenthalten, deren Besitz allein mein Glück bedingt."

Fräulein von Kessel glaubte dieß Billet nicht beantworten zu müssen. Sie beauftragte Vitzthum, den Ueberbringer desselben, dem Churfürsten ihren gerührtesten Dank zu sagen, und daß sie nicht ermangeln werde, ihre Erkenntlichkeit für seine unendliche Güte selbst zu seinen Füßen zu legen. Umsonst bat Vitzthum um eine Zeile von ihrer Hand; sie lehnte dieß ab mit der Erklärung, daß sie es ihrer Ehrfurcht gegen den Churfürsten angemessener glaube, wenn sie ihm persönlich danke.

Noch an demselben Abende, als der Fürst nach seiner Gewohnheit seine Mutter zu besuchen kam, ging ihm Fräulein von Kessel entgegen. „Eure Churfürstliche Hoheit," sagte sie zu ihm, „hat mir einen so hohen Beweis ihrer Großmuth gegeben, daß ich keine Worte zu finden weiß, ihr meinen Dank auszudrücken. Erlauben Sie, durchlauchtigster Herr, daß ich ihn in ein ehrfurchtsvolles Schweigen verschließe, und genehmigen Sie meinen innigsten Wunsch, daß Sie noch viele Jahre die Bewunderung Aller, die sich Ihnen nähern, und die Wonne Ihrer Unterthanen seyn mögen...." „Was ich für Sie gethan habe, mein Fräulein," antwortete der Churfürst, „ist so unbedeutend, daß es kaum der Mühe lohnt, davon zu sprechen. Ich bitte Sie, es als von einem Manne kommend anzunehmen, der Ihren Vorzügen Gerechtigkeit widerfahren

läßt und seine erhabene Stellung blos deßwegen schätzt, weil sie ihn in den Stand setzt, Ihnen einen Dienst zu erweisen." In diesem Augenblick erschien die Churfürstin, und der Churfürst mußte die Unterhaltung abbrechen, als er eben im Begriff war, die innigsten Gefühle seines Herzens zu verrathen.

Zwei Tage lang konnte er keine Gelegenheit finden, seine Geliebte unter vier Augen zu sprechen. Er sah sie bei seiner Mutter, der Churfürstin, und mit jedem Blick steigerte sich seine Liebe. Diese zwei Tage däuchten ihm ein Jahrhundert. In seiner Ungeduld wandte er sich an Herrn von Beichling, der damals sein ganzes Vertrauen besaß, er solle ihm Mittel verschaffen, den Gegenstand seiner Zärtlichkeit allein zu sprechen. Voll Freude über diesen schmeichelhaften Auftrag legte sich Beichling auf Kundschaft und erfuhr, daß Fräulein von Kessel sich auf einige Tage in ein Lusthaus der Frau von Friese, zwei Meilen von Dresden, begeben werde. Der Churfürst veranstaltete eine Jagd in dem Walde, der an dieses Landgut stieß, verirrte absichtlich mit Beichling und befand sich auf einmal vor dem erwünschten Hause; der Zufall begünstigte ihn, daß er seine Schöne allein traf, wie sie in einer langen Allee spazieren ging. Sobald er sie erblickte, stieg er ab, band sein Pferd an einen Baum, grüßte sie und fragte galant, ob sie nicht fürchte, von einem durch ihre Reize bezauberten Ritter entführt zu werden. Sie antwortete, sie habe vor Abenteuern die-

ser Art gute Ruhe, namentlich in Sachsen, unter der Regierung eines Fürsten, dessen Unterthanen, nach dem Beispiel ihres Fürsten, jede Gewaltthätigkeit verabscheuen. Dem Churfürsten waren ihre Worte Musik. Er erkundigte sich nach der Frau von Friese und erhielt zur Antwort, daß sie allein sei.

Als sie auf das Haus zugingen, stand Frau von Friese am Fenster und erblickte mit nicht geringem Erstaunen den Churfürsten neben dem Fräulein von Kessel. Sie eilte ihm entgegen und ersuchte ihn, in ihr Haus zu treten. Der Fürst unterhielt sich mit seiner Schönen, so lange Beichling Frau von Friese beschäftigte, oder diese Anstalten zu einem Abendessen traf. Ihr Anblick war ihm noch lieber, als ihre Worte, weil sie sich immer so bescheiden aussprach, daß der Churfürst nicht umhin konnte, ihr Herzlosigkeit vorzuwerfen. Sie erklärte dieß mit ihrer Ehrfurcht vor Seiner Churfürstlichen Hoheit. „Ach!" rief der Fürst, „Ihre Achtung würde mir schmeicheln, wenn ich ebenso gleichgiltig wäre, wie Sie. Ihr Herz, mein Fräulein, Ihr Herz ist es, wonach ich ziele; und so lange Sie mir Ihre Zärtlichkeit versagen, bin ich der unglücklichste Mensch. Ist es denn eine Beleidigung für Sie, anbetungswürdiges Fräulein, wenn ich Ihnen erkläre, daß Ihre Vorzüge mich nöthigen, mein Leben blos noch Ihrem Dienste zu weihen, und daß es nur von Ihnen abhängt, einen aufrichtigen Liebhaber und einen gehorsamen und ehrerbietigen Fürsten in mir zu fin-

den?" „Ach! gnädigster Herr," antwortete Fräulein von Kessel, „ich würde mir nie schmeicheln, daß Eure Churfürstliche Hoheit im Ernst spricht." „Ich schwöre Ihnen," entgegnete der Churfürst, ihr zu Füßen fallend, „meine Worte drücken die wahren Empfindungen meines Herzens aus." „Um's Himmels willen," rief Fräulein von Kessel, ihn erhebend, „stehen Sie auf: was würde Frau von Friese denken, wenn sie hereinträte und Sie zu meinen Füßen erblickte?" „Sie würde denken, daß ich Sie anbete," antwortete der Churfürst, „und vielleicht würde ich bei ihr mehr Mitleid finden, als bei Ihnen." „Ach, gnädigster Herr," erwiederte sie erröthend, „wie ungerecht ist Eure Churfürstliche Durchlaucht! Wenn Sie in meinem Herzen lesen könnten, so würden Sie es vom innigsten Danke durchdrungen sehen und...."

In diesem Augenblicke trat Frau von Friese herein, der Churfürst nahm das Wort und sprach von gleichgiltigen Dingen. Aus Furcht, sie möchte merken, was ihn in ihr Haus geführt, that er sich Gewalt an und verabschiedete sich von den Damen; aber auf dem Rückweg sprach er unaufhörlich von Fräulein von Kessel, als von einem vollendeten Meisterwerke der Natur. Und in der That, selbst die Schelsucht mußte gestehen, daß sie äußerst liebenswürdig war. Sie war von hoher Statur, eine Brünette, hatte glanzvolle, schmachtende Augen, eine ausnehmend weiße

Haut und sehr viel Geist; nur war sie etwas melancholisch.

Drei Tage später, als Fräulein von Kessel wieder an den Hof kam, hatte der Churfürst eine Unterhaltung mit ihr, worin er ihr Alles sagte, was zärtliche und leidenschaftliche Liebe einem geistreichen und feurigen Manne nur eingeben kann. Dieß brach den Stolz des Fräuleins von Kessel, sie gestand, daß ihr Herz gerührt sei. Der Churfürst glaubte in der Freude seines Herzens, ein Geständniß, auf dem sein Glück beruhte, nicht theuer genug bezahlen zu können. Sobald er nach Hause kam, schickte er ihr Diamanten im Werthe von sechzigtausend Thalern, mehrere kostbare Kleider, kurz eine prachtvolle Aussteuer. Dagegen ward ihm die Gunstbezeugung zu Theil, die das höchste Glück der Liebenden ausmacht.

Fräulein von Kessel bat ihn, ihr Verhältniß geheim zu halten, indem sie die Rache der Churfürstinnen fürchte. Er wollte sie von seiner Mutter entfernen, allein sie wünschte dieß nicht. So mußte er sich also Zwang anthun und konnte sie nur verstohlen besuchen, was ihre Vergnügungen nur um so pikanter machte. Indeß merkte die junge Churfürstin bald zu ihrem tödtlichsten Verdrusse, daß ihr Gemahl nicht mehr dieselbe Aufmerksamkeit für sie hatte, wie bisher. Lange behielt sie ihren Kummer für sich, weil sie nicht wußte, wem sie ihr Unglück zuzuschreiben habe, bis sie endlich am Geburtsfeste des Churfürsten Fräulein von Kessel

wie eine Königin geschmückt und ganz strahlend von Diamanten an den Hof kommen sah. Sie zweifelte keinen Augenblick daran, daß diese Pracht von dem Churfürsten kommen müsse, und von Eifersucht übermannt fragte sie das Fräulein, wer ihr dieß Alles gegeben habe. Fräulein von Kessel war äußerst betroffen und wußte keine Worte zu finden. Ihre Verlegenheit bestärkte die Churfürstin in ihrem Verdacht. „Ich sehe wohl," sagte sie, „woher Sie diese Kostbarkeiten alle haben; aber Sie sind sehr unverschämt, daß Sie es wagen, so vor meine Augen zu treten." Dann ging sie zu ihrer Schwiegermutter, der Churfürstin, und klagte ihr ihren Kummer. Die beiden Fürstinnen beschloßen, dem Fräulein von Kessel eine Zurechtweisung zu geben. Sie ließen sie vor sich rufen, nöthigten ihr das Geständniß ab, daß der Churfürst sie liebe, und hielten ihr eine schreckliche Strafpredigt; die Churfürstin Mutter drohte ihr sogar, sie in ein Correctionshaus einsperren zu lassen. Das arme Mädchen ging in Thränen zerschmelzend und Verzweiflung im Herzen nach Hause. In diesem Zustande begegnete sie dem Churfürsten, der sie zärtlich um die Ursache ihrer Niedergeschlagenheit befragte. Sie erzählte ihm ohne Umstände, wie sie von den Churfürstinnen mißhandelt worden sei. Aeußerst erbittert ging der Fürst zu den beiden Damen und sagte zu ihnen wüthend wie ein junger Löwe: „Jedermann will mich beschimpfen, aber ich werde meiner Geliebten schon Achtung zu verschaffen

wissen." Die beiden Churfürstinnen, außer sich vor Aerger, fingen an zu weinen; besonders die junge gerieth beinahe in Verzweiflung. „Wie, mein Herr," sagte sie, in einen Strom von Thränen ausbrechend und ihn zärtlich anblickend, „Sie wagen es, in meiner Gegenwart zu sagen, daß Sie eine Andere lieben, als mich?" Der Churfürst antwortete in stolzem, beinahe verachtendem Tone: „Was plaudern Sie mir da vor, Madame? Ich weiß nicht, wer Ihnen solche Sachen in den Kopf setzt; aber man thäte besser (setzte er mit einem Blick auf seine Mutter hinzu) sich in fremde Angelegenheiten nicht zu mischen." Mit diesen Worten wollte er das Zimmer verlassen, allein die junge Churfürstin hielt ihn auf, warf sich zu seinen Füßen und sagte: „Ach, mein Herr, schenken Sie mir Ihre Freundschaft wieder, oder tödten Sie mich. Ich liebe Sie und werde Sie immer lieben." — „Haben Sie Mitleid mit Ihrer Gemahlin," fiel die Churfürstin Mutter ein. „Sie fanden die Liebe Ihres seligen Bruders zur Neitsch so tadelnswerth: wollen Sie ihm nachahmen, indem Sie die Kessel lieben?" Diese Vorwürfe gingen dem Churfürsten zu Herzen, er hob seine Gemahlin auf, umarmte sie und sagte: „Ja, Madame, ich habe nie aufgehört, Sie zu lieben, und es bringt mich zur Verzweiflung, daß ich Ihnen Kummer verursacht habe. Sagen Sie mir, wie ich mein Unrecht gegen Sie wieder gut machen kann." „Wenn Sie die Kessel verheirathen," antwortete

die Churfürstin, „und auf immer vom Hofe entfernen.“ „Gut,“ erwiederte der Churfürst etwas bestürzt,“ „ich muß Ihnen diese Genugthuung verschaffen; aber suchen Sie einen Gemahl für sie, ich weiß keinen.“ Die Churfürstin Mutter sagte, sie wolle schon einen ausfindig machen. Der Churfürst gab keine Antwort mehr, sondern ging, die Augen in Thränen gebadet, auf sein Zimmer.

Nach wenigen Minuten ließ er seinen Wagen vorfahren und begab sich ohne andere Begleitung, als seine beiden Günstlinge Beichling und Vitzthum, nach Moritzburg. Vor seiner Abreise schrieb er noch an Fräulein von Kessel. Er bat sie um Verzeihung, daß er sie verlasse: er beschwor sie, sich in Zeit und Umstände zu schicken und aus den Händen der Churfürstinnen einen Gemahl anzunehmen. Dieß sei das einzige Mittel, das sie vor der ewigen Rache derselben schützen könne. Fräulein von Kessel wollte in Schmerz vergehen, als sie diesen Brief las. „Ha, der Verräther! Ha, der Meineidige!“ rief sie aus. „Ja, ich werde heirathen, aber nur den, der den Muth hat, dem Ungetreuen einen Dolch in's Herz zu stoßen.“ Mit diesen Worten fiel sie in Ohnmacht. Ihre Frauen brachten sie mit großer Mühe wieder zu sich. Sie kam eben wieder zur Besinnung, als Frau von Friese sie besuchte. Diese dienstgefällige Dame tröstete sie so gut sie konnte; sie erinnerte sie an ihre frühere Tugend, an die Religion und die Rücksichten, die sie

ihrem Namen schuldig sei. Fräulein von Kessel hörte auf den Rath ihrer Freundin, und wenn sie den Schimpf auch nicht vergaß, den der Churfürst ihr angethan, so gewann sie es doch über sich, daß sie ihren Zorn nicht laut werden ließ. Sie ließ die Churfürstin Mutter durch Frau von Einsiedel, Ehrendame dieser Fürstin, um die Erlaubniß bitten, sich vom Hof zurückzuziehen. Dieser Wunsch wurde ihr gerne gewährt. Frau von Friese, die sie in ihrem Unglück nicht verließ, nahm sie in ihr Haus auf.

Am andern Tag ließen die Churfürstinnen ihr mehrere Partien vorschlagen. Fräulein von Kessel antwortete, sie könne nicht wählen, sie werde übrigens den Gemahl annehmen, den der Churfürst bezeichnen würde. Die Churfürstinnen geriethen dadurch in große Verlegenheit und sandten Herrn von Miltitz zu dem Fürsten, mit der Bitte, den Gemahl des Fräuleins von Kessel zu bestimmen. Der Churfürst aber antwortete, er werde dieß nicht thun, die Damen möchten damit zufrieden seyn, daß er sie gewähren lasse; übrigens wäre es ihm lieb, wenn sie dem Fräulein von Kessel keinen Zwang anthäten.

Mit dieser Antwort waren die Churfürstinnen sehr schlecht zufrieden und wußten nicht, was sie thun sollten. Endlich ging die Churfürstin Mutter zu Frau von Friese, ließ Fräulein von Kessel vor sich rufen und sagte zu ihr: Sie wissen, mein Fräulein, daß ich Sie immer unter meinen Damen ausgezeichnet

und Ihnen oft gesagt habe, es sei mein Wunsch, Sie gut unterzubringen. Sie haben mir indeß Ursache zur Unzufriedenheit gegeben; ich will Alles vergessen, aber ich verlange von Ihnen, daß Sie sich einen Gemahl wählen. Ich habe Ihnen mehrere gute Partien vorschlagen lassen, Sie haben sie abgelehnt; wissen Sie vielleicht eine andere, so will ich Nichts in den Weg legen. Aber sprechen Sie, mein Fräulein, denn ich gehe nicht von der Stelle, bis Sie mir eine bestimmte Antwort gegeben haben. Verlassen Sie sich nicht auf den Schutz meines Sohnes; er verläßt Sie, und zwar unwiderruflich. Lassen Sie sich belehren und zeigen Sie dem ganzen Hofe, daß Sie, wenn Sie sich auch vom Pfade der Tugend entfernt haben, denselben wieder zu finden wissen. Die Churfürstin meine Schwiegertochter und ich werden Ihnen unsre Achtung wieder schenken, und nicht nur alles Vergangene vergessen, sondern auch zum Glücke desjenigen, dem Sie Ihre Hand geben werden, das Unsrige beitragen.

Fräulein von Kessel, die während der ganzen Rede der Churfürstin wie stumm und versteinert dagestanden war, ergriff endlich das Wort und sagte mit zitternder Stimme, sie kenne diejenigen, die man ihr zu Gatten vorgeschlagen, viel zu wenig, um eine Wahl treffen zu können; doch werde sie sich entscheiden, wenn man ihr einen Monat Bedenkzeit gestatte. Die Churfürstin wagte es, aus Furcht, ihren Sohn zu beleidigen, nicht, diese Bitte abzuschlagen. „Ich gewähre Ihnen

Ihren Wunsch," sagte sie; „wenn Sie aber nach Verlauf dieser Frist mich noch ferner zum Besten zu halten gedenken, so dürfen Sie überzeugt seyn, daß ich Mittel finden werde, Ihren Starrsinn zu beugen."

Der Termin war beinahe zu Ende, und Fräulein von Kessel hatte sich noch nicht ausgesprochen. Wie eine zweite Penelope hoffte sie immer noch auf die Rückkehr ihres lieben Ulysses. Sie schmeichelte sich, der Churfürst, der sich in der verdrießlichsten Stimmung immer noch in Moritzburg aufhielt, werde zurückkommen und sie von der Tyrannei der Churfürstinnen befreien. Frau von Friese, welche die eiteln Hoffnungen kannte, womit sie sich täuschte, nahm es über sich, sie von ihrer thörichten Leidenschaft zu heilen. Sie schilderte ihr das Lächerliche und Abscheuliche derselben mit so lebhaften Farben und erzählte ihr so viel Vortheilhaftes von Herrn von Haugwitz, Feldmarschall im Dienste des Churfürsten, daß sie sich entschloß, diesem ihre Hand zu geben. Frau von Friese brachte diese Nachricht sogleich den beiden Fürstinnen, die darüber nicht weniger erfreut waren, als wenn man ihnen einen von dem Churfürsten erfochtenen Sieg verkündigt hätte.

Die Churfürstin Mutter nahm die Kosten der Hochzeitfeier auf sich und überhäufte die Neuvermählte mit Geschenken und Liebkosungen. Einige Tage nachher führte Herr von Haugwitz seine Gemahlin nach

Wittenberg, wo er Gouverneur war. Sein zuvorkommendes Betragen gewann ihm bald ihre Freundschaft und verdrängte den Churfürsten aus ihrem Herzen. Dieser kam einige Tage nach der Abreise der Frau von Haugwitz nach Dresden zurück. Tiefer Kummer war auf seinem Gesichte gemalt, doch machte er den Churfürstinnen keine Vorwürfe. Die Zeit, die für alle Schmerzen Balsam hat, ließ ihn endlich seine Geliebte vergessen und schenkte ihm seine Freiheit wieder.

Das währte jedoch nicht lange; es war in den Sternen geschrieben, daß das Herz Friedrich Augusts nie von Leidenschaft frei seyn sollte. Eine junge Schönheit aus dem hohen Norden störte seine Ruhe auf's Neue und entzündete es heftiger, als bisher der Fall gewesen war. Aurora, Gräfin von Königsmark verband mit einer sehr edeln Geburt die ausgezeichnetsten Geistesgaben und alle nur erdenkliche Schönheit. Ihr Wuchs war zwar nicht hoch, aber üppig. Ihre Gesichtszüge waren merkwürdig fein und regelmäßig. Ihre schön gereihten Zähne glänzten wie Perlen. Ihre schwarzen Augen strahlten voll Feuer und Zärtlichkeit. Ihre Haare, ebenfalls schwarz, hoben ohne alle Beihülfe der Kunst die blendende Weiße ihres Teints auf's Vortheilhafteste hervor. Ihr Hals, ihre Arme und ihre Hände übertrafen an Schönheit Alles, was man je Aehnliches gesehen hat. Mit Einem Wort, die Natur schien ihr ganzes Füllhorn über sie ausgegossen zu haben. Mit diesen physischen Vorzü-

gen verband sie eine ungemeine Gewandtheit, einschmeichelnde Manieren, große Leichtigkeit des Ausdrucks, einen feinen Witz, glückliche Einfälle, ein glänzendes Talent, Charaktere zu schildern, originelle und originell gegebene Gedanken, große Feinheit, eine beispiellose Großmuth und Uneigennützigkeit, ein zum Wohlthun geneigtes, liebevolles Herz, das jede Beleidigung vergaß oder verachtete; und bei dem Allem war sie so bescheiden und anspruchslos, wie wenn sie sich ihrer außerordentlichen Vorzüge nicht im Mindesten bewußt wäre. Sie sprach Französisch, Italienisch und Deutsch, so gut als Schwedisch; sie verstand sogar Lateinisch und machte allerliebste Verse. Sie liebte Musik, Theater und überhaupt rauschende Vergnügungen; sie zeichnete vortrefflich, verstand Geschichte und Geographie, und war in den sogenannten schönen Wissenschaften vollkommen bewandert. Was Wunder, daß sie mit allen diesen Vorzügen das Herz eines Friedrich August fesselte? Dieser Fürst liebte sie Anfangs mit ungewöhnlicher Leidenschaft und hatte, nachdem er in seiner Flatterhaftigkeit sie schon längst verlassen, immer noch viele Aufmerksamkeit für sie; sie war von allen seinen Maitressen die Einzige, die im unveränderten Besitze seiner Achtung blieb.

Die junge Gräfin von Königsmark hatte Schweden in Gesellschaft ihrer zwei Schwestern, der Gräfinnen von Löwenhaupt und von Steinbock

verlassen. Sie waren nach Deutschland gekommen, um die Erbschaft ihres einzigen, vor einigen Monaten in Hannover gestorbenen Bruders in Empfang zu nehmen. Dieser Herr hatte in Hamburg bei dem Handlungshaus Lastrop sehr bedeutende Summen angelegt. Da die Papiere des Grafen nach seinem Tode abhanden gekommen waren, so hatten seine Schwestern keine andern Beweise für diese Hinterlegung in den Händen, als die mündlichen und schriftlichen Aeußerungen ihres Bruders hierüber. Sobald sie seinen Tod erfuhren, machten sie ihre Ansprüche geltend. Die Lastrop wußten, daß sie die Quittung, die sie dem verstorbenen Grafen gegeben, nicht besaßen, und behaupteten, Nichts von ihm erhalten zu haben, als Diamanten im Werth von vierzigtausend Thalern. Sie erboten sich, diese den Gräfinnen zuzustellen, sobald sie ihnen beweisen könnten, daß ihr Bruder wirklich und zwar ohne Testament gestorben sei. Einer ihrer Handlungsdiener verrieth sie und sagte den Gräfinnen, die Lastrop hätten von dem Grafen von Königsmark ein Depositum von viermalhunderttausend Thalern erhalten. Die drei Schwestern wandten sich an die Regierung von Hamburg, allein das Ansehen der Lastrop, die fast mit allen Senatsmitgliedern verwandt waren, siegte über die gerechte Sache. Die Gräfinnen hatten triftige Gründe, sich nicht an die Regierung des niedersächsischen Kreises zu wenden, und gingen deßhalb nach Dresden, um die Ver-

wendung des jungen Churfürsten anzuflehen. Sie hatten Empfehlungsschreiben vom König und der Königin von Dänemark an die Churfürstin Mutter. Diese empfing ihre Gäste auf's Freundschaftlichste. Sie erkannte leicht die Verdienste der drei Schwestern, sah aber bald, daß Aurora, die jüngste, den Vorzug verdiene. Sowohl die Churfürstin Mutter, als auch ihre Schwiegertochter faßten für Letztere eine Freundschaft, die an Zärtlichkeit grenzte.

Der Churfürst war auf der Messe in Leipzig, als die drei Schwestern nach Dresden kamen. Auf seinem Rückweg hielt er sich einige Tage mit einer Jagd in der Nähe von Meißen auf, so daß ungefähr ein Monat verging, bis die Gräfinnen ihm ihre Klagen vorbringen konnten. Sobald er nach Dresden kam, stellte die Churfürstin Mutter sie ihm vor. „Hier sehen Sie, mein Sohn, drei Schwestern aus dem Hause Königsmark, die hieher gekommen sind, um Schutz von Ihnen zu erbitten. Sie sind vermöge ihrer Verdienste und ihrer Geburt desselben würdig. Ich vereinige meine Bitten mit den ihrigen und ersuche Sie, Nichts zu vernachlässigen, um ihnen zu ihrem Rechte zu verhelfen.“

Der Churfürst wurde durch die Schönheit der drei Gräfinnen wirklich überrascht; aber mit besonderem Vergnügen verweilten seine Augen auf Aurora. Er begrüßte sie zuerst, was sie veranlaßte, in ihrer Schwestern und ihrem eigenen Interesse das Wort zu ergrei-

fen. „Eure Churfürstliche Durchlaucht," sagte sie, „sieht hier drei Schwestern des Grafen von Königsmark, den Sie Ihrer Freundschaft gewürdigt, und der die Ehre gehabt hat, Sie auf einem Theil Ihrer Reisen zu begleiten. Wir kommen, durchlauchtigster Herr, um Sie zu bitten, daß Sie uns gegen Hamburger Kaufleute Recht verschaffen möchten, welche es wagen, die von unsrem unglücklichen Bruder ihnen anvertrauten Gelder uns vorzuenthalten. Alle, die sich Ihnen nähern, erfreuen sich Ihrer Güte. Warum sollten wir nicht darauf hoffen, die wir aus fernen Ländern kommen, Ihren Schutz anzuflehen?" „Sie dürfen überzeugt seyn, mein Fräulein," antwortete der Churfürst, „daß ich Ihnen Recht verschaffen, und wenn ich so unglücklich seyn sollte, dieß nicht zu vermögen, das Unrecht des Hamburger Senats gegen Sie gut machen werde. Indeß ersuche ich Sie, mit Ihren Schwestern an meinem Hofe zu verweilen. Ich werde meine Befehle geben, daß Sie nach Ihren Verdiensten behandelt werden, und mein eigenes Beispiel soll meinen Hof lehren, welche Achtung er Ihnen schuldig ist."

In diesem Augenblick trat die junge Churfürstin herein und machte dieser Privatunterhaltung ein Ende. Der Churfürst sagte den Frauen von Löwenhaupt und von Steinbock einiges Verbindliche, und das Gespräch drehte sich um allgemeine Gegenstände. Jedermann bewunderte den Geist, den die schöne Aurora an den Tag legte. Alles stimmte in

ihrem Lobe überein. Sie nahm es mit so edler Bescheidenheit auf, wie wenn sie es nicht gehört hätte. Auf deu Churfürsten aber machte ihre Schönheit und ihre Anspruchlosigkeit in allen Stücken einen solchen Eindruck, daß er von Stund an eine außerordentliche Leidenschaft und Hochachtung für sie faßte.

Er konnte kaum die Gelegenheit erwarten, ihr seine Liebe zu erklären. Am andern Tag besuchte er die Gräfinnen, allein es glückte ihm nicht, Aurora allein zu sprechen, da die Gräfinnen von Löwenhaupt und von Steinbock zugegen blieben. Seine Augen sprachen sich jedoch deutlich genug aus, und Auroren entging der Eindruck nicht, den sie auf Friedrich Augusts Herz machte. Die Gräfinnen von Löwenhaupt und von Steinbock bemerkten es ebenfalls und zogen ihre Schwester damit auf, als der Churfürst sich verabschiedet hatte. „Man vergleicht uns hier mit den drei Grazien," sagte die Gräfin von Steinbock scherzend, „und diese Vergleichung ist vielleicht nicht ganz unpassend. Indeß sind wir nicht hieher gekommen, um den Preis der Schönheit zu suchen, und der Paris, der darüber entscheidet, sollte wenigstens warten, bis wir ihn zum Schiedsrichter aufrufen." Aurora konnte diese Aeußerung ihrer Schwester nicht ohne Erröthen anhören; sie schlug die Augen nieder und sprach kein Wort. „Sie werden roth, liebe Schwester," fuhr Frau von Steinbock in demselben Tone fort. „Be-

scheidener als Venus triumphiren Sie nicht über Ihre Eroberung und unsere Niederlage. Aber wenn Sie auch etwas stolz darauf wären, so zweifle ich doch, ob meine Schwester Löwenhaupt und ich darüber so ärgerlich würden, als ehemals die zwei Göttinnen.“ „O deßhalb nicht,“ antwortete die Gräfin Löwenhaupt; „ich versichere Sie, liebe Schwester, daß ich mich in Beziehung auf Schönheit in keinen Kampf mit Ihnen einlasse; und wenn ein Paris zu Ihrem Nachtheil mir den Apfel reichte, so würde ich eine sehr schlechte Meinung von seinem Verstand und seinem Geschmack haben.“ „Ich bitte, meine Schwestern,“ entgegnete Fräulein von Königsmark, „lassen Sie die Allegorie seyn. Was habe ich Ihnen gethan, daß Sie mich so angreifen? Von welchem Paris sprechen Sie, und welche Eroberung habe ich denn gemacht?“ — „Wie?“ sagte Frau von Löwenhaupt, „Sie sind nicht zufrieden, daß wir Ihnen ohne Eifersucht nachstehen, Sie wollen uns auch noch nöthigen, denjenigen zu nennen, der Ihnen einen so handgreiflichen Vorzug vor uns gibt? Nein, nein, liebe Schwester, so weit wird unsere Güte nicht gehen; wir könnten ihn nicht nennen, ohne ihn zu loben, und man lobt diejenigen nicht gerne, von denen man gedemüthigt wird.“ — Wahrhaftig, ich werde es übel nehmen,“ antwortete Fräulein von Königsmark, „und ich könnte leicht die gebührende Hochachtung gegen Sie als ältere Schwestern aus den Augen setzen und Ih-

Staatl. Bibliothek Passau

nen Stillschweigen auflegen." — „Wenn Sie es übel nehmen, liebe Schwester," entgegnete Frau von Steinbock, so werden wir allerdings schweigen: doch werden Sie uns nicht hindern können, zu denken, daß Sie so gut als wir bemerkt haben, wie Ihnen der Churfürst offenbar den Vorzug vor uns gibt." — „Ich weiß nicht, woraus Sie dieß haben abnehmen können; ich glaube, der Fürst hat uns alle drei mit der gleichen Höflichkeit behandelt." — „Dieß ist wahr," entgegnete Frau von Löwenhaupt; aber er hat uns nicht auf dieselbe Art angesehen." „Sie sind scharfsichtiger als ich," erwiederte Fräulein von Königsmark in einem ernsten Ton, der zur Genüge zeigte, daß diese Unterhaltung ihr nicht gefalle, „und da Sie verheirathet sind und Ihre Gemahle Liebhaber waren, so müssen Sie sich vollkommen auf die Augensprache verstehen. Ich dagegen habe nie geliebt, und merke nicht, daß man mich liebt, wenn man es mir nicht sagt."

Besuche, die zu den Gräfinnen kamen, machten diesem Gespräche ein Ende. Auf den Abend waren sie zur Churfürstin Mutter eingeladen. Der Churfürst stellte sich ebenfalls ein, und nachdem er einige Worte zu den Churfürstinnen gesprochen, ging er auf Fräulein von Königsmark zu und sagte, von der Gewalt seiner Leidenschaft hingerissen, zu ihr: „Ich weiß nicht, mein Fräulein, ob ich Sie beleidige durch die Erklärung, daß Ihre Verdienste mich nöthigen, mein

Leben nur Ihrem Dienste zu weihen, und daß ich mich für den unglücklichsten aller Menschen halten müßte, wenn meine Ehrerbietung, meine Bemühungen und Huldigungen Ihnen unangenehm wären." „Ich hatte mir," antwortete die junge Gräfin, „bisher geschmeichelt, daß ich mich nur der Großmuth Eurer Churfürstlichen Durchlaucht zu rühmen haben würde; ich glaubte nicht, daß Ihre Güte mich schamroth machen sollte. Ich ersuche Sie unterthänigst, sich solcher Aeußerungen zu enthalten, die meine Erkenntlichkeit und die hohe Achtung, die ich für Ihre Person hege, nur vermindern können."

Nach diesen Worten rief sie ihre Schwester Löwenhaupt, die nicht weit von ihr entfernt stand. „Der Churfürst," sagte sie, „fragt mich Einiges über den schwedischen Hof, was Sie besser beantworten können als ich." Der Churfürst gerieth dadurch in die peinlichste Verlegenheit; doch glaubte er sie verbergen zu können, indem er zwei oder drei Fragen an Frau von Löwenhaupt richtete, ehe er sich zurückzog.

Sobald er mit seinem Günstling Beichling allein war, brach er in laute Klagen aus: „Ach, wenn je ein Mensch zu beklagen war, so bin ich es. Ich bete eine Undankbare an, die mich haßt, vielleicht verachtet, und doch fühle ich, daß ich nicht aufhören kann, sie zu lieben." Herr von Beichling sah die außerordentliche Leidenschaft seines Gebieters; er suchte ihn zu beruhigen, indem er mit der Freimüthigkeit,

die er sich erlauben durfte, zu ihm sagte: „Muß Eure Churfürstliche Durchlaucht denn verzweifeln, weil ein Mädchen von Stand sich nicht gleich nach der ersten Unterredung ergibt? Nein, durchlauchtigster Herr, Fräulein von Königsmark ist nicht zu tadeln: sie hat geantwortet, wie es einem Mädchen von Erziehung gebührt. Dieß war das einzige Mittel, um Sie zu nöthigen, Hochachtung mit Liebe zu verbinden. Was würden Sie gesagt haben, wenn sie sich sogleich gefangen gegeben hätte? Sie würden sie verachten und vielleicht nicht mehr lieben.“ — „Nein,“ rief der Churfürst, „ich würde sie noch feuriger lieben, wenn dieß überhaupt möglich wäre. Aber gib dir keine Mühe, eine Grausame zu entschuldigen, sondern sag' mir Mittel, ihr Herz zu gewinnen.“

Nach langer Berathschlagung mit seinem Vertrauten beschloß der Churfürst, an Fräulein von Königsmark ein Billet zu schreiben, das Herr von Beichling überbringen sollte.

Die Sache wurde am folgenden Tag in's Werk gesetzt. Herr von Beichling besuchte die Gräfinnen zu einer Zeit, wo er die angesehensten Personen des Hofs bei ihnen wußte. Seine Beliebtheit bei dem Fürsten verschaffte ihm leicht den Platz an der Seite des Fräuleins von Königsmark. Er unterhielt sich ziemlich lange über gleichgiltige Gegenstände mit ihr. Nach und nach führte er das Gespräch auf die Poesie. Wir haben oben erwähnt, daß sie Verse liebte und

selbst welche machte. Herr von Beichling war in demselben Fall; er sagte ihr eine seiner Oden vor, und da sie ihn gerne zu hören schien, drückte er den Wunsch aus, ihr die Verse zu zeigen, die er auf das Liebesverhältniß des Churfürsten zu Fräulein von Kessel gemacht hatte, was aber nur unter vier Augen geschehen könne. Sie stand sogleich auf und zog sich mit ihm in ein Fenster zurück. Hier sagte er ihr wirklich einige Verse über den besagten Gegenstand und ergriff dann die Gelegenheit, von der Leidenschaft des Churfürsten zu sprechen; er schilderte sie so lebhaft und so rührend, daß Fräulein von Königsmark weich zu werden schien. Herr von Beichling benützte diesen glücklichen Augenblick, um ihr das Billet zu übergeben; sie nahm es, steckte es in ihre Tasche und sagte, er könne die Antwort abwarten. Sie ging zur übrigen Gesellschaft zurück, verschwand aber nach einigen Augenblicken in ihr Zimmer und las dort das Billet des Churfürsten, das folgendermaßen lautete:

„Wenn meine Verzweiflung Ihnen bekannt wäre, mein Fräulein, so bin ich überzeugt, daß, so groß auch Ihr Haß gegen mich seyn mag, die Güte Ihres Herzens Sie bestimmen würde, mir Ihr Mitleid zu schenken. Ja, mein Fräulein, Nichts gleicht meiner Niedergeschlagenheit darüber, daß ich die Erklärung gewagt habe, daß ich Sie anbete. Gestatten Sie, daß ich meinen Fehler zu Ihren Füßen abbüße; und da Sie doch meinen Tod wollen, so versagen Sie mir wenig-

stens den Trost nicht, mein Urtheil aus Ihrem Munde zu vernehmen. Der Zustand, in dem ich bin, erlaubt mir nicht, noch mehr zu sagen. Glauben Sie Beichling; er ist mein zweites Ich und wird Ihnen sagen, daß mein Leben und mein Tod in Ihren Händen ruhen."

Fräulein von Königsmark wurde durch diesen Brief im Innersten erschüttert; sie war lange unschlüssig, was sie thun sollte; endlich aber bestimmte sie die verhängnißvolle Neigung, die sie gegen ihren Willen hinriß, folgende Antwort zu geben:

„Durchlauchtigster Herr! Es kommt einer Privatperson so wenig zu, Souveräne zu beurtheilen, daß ich nicht weiß, wie ich mich gegenüber von Eurer Churfürstlichen Durchlaucht zu benehmen habe. Man verdammt nicht gerne Leute, die man hochschätzt, noch viel weniger will man ihren Tod; urtheilen Sie also, durchlauchtigster Herr, ob ich den Ihrigen wollen kann, während ich nicht blos von Hochachtung, sondern auch von Dank und Ehrfurcht gegen Sie durchdrungen bin."

Sie versiegelte das Billet, ging in das Zimmer, wo Herr von Beichling war, zurück und übergab es ihm mit den Worten: „Hier sind die Verse, welche Sie wünschten; ich bitte Sie, dieselben Niemand zu zeigen." Aber kaum war der Brief aus ihren Händen, als tausend Gedanken sie beunruhigten. Die Gesellschaft wurde ihr unerträglich, sie schützte eine Unpäß-

lichkeit vor, zog sich auf ihr Zimmer zurück und legte sich zu Bette, wo sie über den Schritt, den sie so eben gethan, Betrachtungen anstellte und sich die schrecklichsten Vorwürfe machte. „Eine Neigung," rief sie aus, „die mich gegen meinen Willen fortreißt, hat mich überwältigt und meiner Freiheit beraubt; alle meine Entschlossenheit ist dahin. Ach, ich konnte nicht umhin, ein Billet anzunehmen und zu beantworten: werde ich Kraft genug haben, meine Zärtlichkeit zu verbergen? Ich muß mich aus diesen Orten reißen, ich muß nach Schweden zurückkehren; und wenn meine Schwestern es durchaus verhindern oder meine Gründe wissen wollen, so muß ich sie ihnen sagen." Dieß nahm sie sich fest vor und gab sich den Rest des Tages, sowie die Nacht hindurch Mühe, eine Leidenschaft zu bekämpfen, die sie nicht mehr beherrschen konnte.

Während sie sich so quälte, war der Churfürst in gleicher Unruhe. Das Billet des Fräuleins von Königsmark befriedigte ihn nicht; das Wort Ehrfurcht am Schlusse desselben erbitterte ihn. „Diese Ehrfurcht," sagte er zu Beichling, „glaubt sie meinem Range schuldig zu seyn, diese Ehrfurcht hat sie bewogen, meinen Brief anzunehmen und mir die frostige Antwort zu schreiben." Einige Augenblicke nachher nahm er das Billet und küßte es tausendmal, weil es von dem Fräulein von Königsmark war. Endlich nachdem er sich lange gepeinigt, gelang es Beichling, ihn zu beruhigen; der Churfürst beschloß, am

andern Tage selbst zu seiner Angebeteten zu gehen, um sein Schicksal zu erfahren.

Am andern Morgen ließ Fräulein von Königsmark, so bald sie wußte, daß ihre Schwestern aufgestanden waren, sie zu sich bitten. Sie sagte ihnen, die Dresdener Luft schlage ihr so schlecht zu, daß sie sie bitten müsse, unverzüglich abzureisen; ohnehin sei ja ihre Anwesenheit an diesem Hofe unnöthig, indem der Churfürst nichts Anderes thun könne, als sich bei dem Kaiser verwenden, daß er den Hamburger Senat nöthige, ihnen gegen die Unredlichkeit der Lastrop Recht zu verschaffen. Die Gräfinnen von Löwenhaupt und von Steinbock waren durch diese Forderung ihrer Schwester sehr überrascht; sie sagten, sie können nicht glauben, daß sie aus Rücksichten auf ihre Gesundheit Dresden zu verlassen wünsche, indem sie ja niemals unwohl gewesen sei, und drangen lebhaft in sie, ihnen die wahre Veranlassung dieses übereilten Entschlusses zu entdecken. „Vielmehr, meine liebe Schwester,“ sagte Frau von Steinbock, „haben meine Schwester und ich vor einigen Tagen vielleicht richtig gerathen, und Sie fürchten die Gegenwart des Churfürsten?“ Fräulein von Königsmark wollte sprechen, sie wollte ihnen den Zustand ihres Herzens offen vor Augen legen; allein ein Strom von Thränen hemmte ihre Stimme, und ihre Verwirrung sprach deutlich genug. Ihre Schwestern bezeugten ihr die

aufrichtigste Theilnahme an ihrer Unruhe und wiederholten ihre Bitten, sie möchte ihnen den Grund ihrer Bekümmerniß zu wissen thun. „Zwingen Sie mich nicht,“ antwortete sie, „Ihnen Etwas zu offenbaren, das ich nicht die Kraft habe zu gestehen, wenn es mir auch nicht am guten Willen fehlte. Bedenken Sie aber, daß es mit den Gesetzen der Klugheit nicht übereinstimmt, wenn ein ganz unabhängiges Mädchen von meinem Alter den Gefahren dieses Hofes ausgesetzt bleibt.“ Frau von Steinbock innig gerührt durch den Zustand, in dem sie ihre Schwester erblickte, erklärte sich bereit, unverzüglich abzureisen, und bat sie, ihre Unruhe zu verbergen. „Nehmen wir,“ sagte sie, „wo möglich die Achtung mit, die man uns hier so gastfreundlich geschenkt hat.“ Frau von Löwenhaupt sprach kein Wort. Ihr Herz war nicht minder unruhig, als das ihrer jüngern Schwester; der Gedanke, den sächsischen Hof zu verlassen, machte sie zittern. Sie hatte sich in ein zartes Verhältniß mit dem Fürsten von Fürstenberg eingelassen, der nach dem Churfürsten der liebenswürdigste Mann am Hofe war. Er war groß und schön gewachsen, seine Manieren waren voll Adel, an Galanterie und Anstand des Benehmens übertraf ihn Niemand; sein Geist war äußerst fein gebildet, seine Unterhaltung höchst angenehm, und zudem stand ihm die Gabe zu Gebot, von Allem, was er wollte, zu überzeugen. Er wäre das Muster eines vollendeten Mannes gewesen, wenn

er mehr Aufrichtigkeit und in seinen Liebesangelegenheiten mehr Gewissenhaftigkeit gehabt hätte.

Als er die drei Gräfinnen sah, hatte ihn seine Neigung zuerst zu Fräulein von Königsmark geführt, allein sein Scharfblick entdeckte bald, daß der Churfürst von den Reizen dieses schönen Mädchens bezaubert war. Er war zu sehr Hofmann, um Nebenbuhler seines Fürsten zu werden; er verließ daher seinen Posten, und da er zufällig mit keiner andern Dame am Hofe in genauerem Verhältniß stand, so suchte er die Gunst der Frau von Löwenhaupt zu gewinnen. Sie erkannte seine Verdienste, und bald waren sie durch die engsten Bande an einander geknüpft. Dieses Verhältniß war in seinem Entstehen, als Fräulein von Königsmark von der Rückkehr nach Schweden sprach. Frau von Löwenhaupt gab sogleich ihre Einwilligung und versprach ihren Schwestern, mit ihnen abzureisen; allein sie war entschlossen, nicht blos selbst zu bleiben, sondern auch die beiden andern zurückzuhalten. Fräulein von Königsmark wurde ruhiger, sobald ihre Schwestern ihr die Versicherung gegeben hatten, sie nach Schweden zurückzuführen. Sie stand auf und zeigte sich den ganzen Tag in einer Art Negligé, wie eine Person, die unwohl gewesen war. Die Niedergeschlagenheit, die aus ihren Augen hervorging, gab ihr etwas Schmachtendes, das ihren Reizen durchaus keinen Eintrag that.

Den ganzen Tag über empfingen die Gräfinnen

wie gewöhnlich die Besuche der angesehensten Personen des Hofs. Abends erschien auch der Churfürst. Als er eintrat, hatte sich Fräulein von Königsmark eben auf ihr Zimmer zurückgezogen, um einen Brief zu schreiben. Er glaubte, sie gehe ihm aus dem Weg, und war deßhalb sehr unruhig; er sprach kaum einige Worte mit den Damen. Frau von Löwenhaupt erkannte sogleich, was in seinem Innern vorging; sie näherte sich ihm und sagte leise: „Man flieht Sie, durchlauchtigster Herr, aber man würde Sie nicht fliehen, wenn man Sie haßte.“ Diese wenigen Worte gaben dem Churfürsten neue Hoffnung. „Wie, Madame,“ antwortete er, „sollten Sie um meine Leiden wissen?“ — „Quälen Sie sich nicht unnöthig, durchlauchtigster Herr,“ entgegnete die Gräfin, „Sie sind geliebt, verlassen Sie sich auf mich, ich werde Sie nach Kräften unterstützen.“ In diesem Augenblick trat Fräulein von Königsmark in den Salon; ihr Erscheinen und die Aeußerungen der Frau von Löwenhaupt machten den Churfürsten so vergnügt, daß die Veränderung, die auf seinem Gesichte vorging, Jedermann auffiel. Fräulein von Königsmark, die Nichts von der Ankunft des Fürsten wußte, schien bei seinem Anblick betroffen: sie erröthete, schlug die Augen nieder, und begrüßte ihn, ohne ihn anzusehen. „Sie sind so schön, mein Fräulein,“ sagte der Churfürst, sie begrüßend, „daß ich den Schrecken, den man mir wegen Ihrer Unpäßlichkeit eingejagt hat, für un-

gegründet halten muß. Ich glaube, Sie haben Ihre Freunde erproben wollen. Wäre ich in diesem Falle so glücklich, unter dieselben gerechnet zu werden? Ich wage zu behaupten, daß ich es verdient hätte durch die Unruhe, in die mich die Nachricht von Ihrer Krankheit versetzt hat." — „Ich weiß zu gut, durchlauchtigster Herr, was ich Ihnen schuldig bin," antwortete Fräulein von Königsmark, „um Sie unter die Zahl meiner Freunde zu rechnen, während ich Sie als einen großen Herrscher hochachten und als den Beschützer meiner Familie verehren muß. Nichtsdestoweniger bin ich vom innigsten Danke durchdrungen, daß es Eurer Churfürstlichen Hoheit gefallen hat, sich für meine Unpäßlichkeit zu interessiren."

Die Anwesenden, welche wohl wußten, daß der Churfürst sich mit den Damen gerne ohne Zeugen unterhielt, selbst wenn er nicht in sie verliebt war, hatten sich zurückgezogen. Der Fürst von Fürstenberg unterhielt sich mit Frau von Löwenhaupt, und der Kanzler von Beichling sprach mit Frau von Steinbock über ihren Prozeß mit den Lastrop.

Die beiden Liebenden benützten diese Gelegenheit, sich offen gegen einander auszusprechen. Der Churfürst drückte sich mit solcher Kraft aus, daß Fräulein von Königsmark ihrem Entschlusse, ihre Zärtlichkeit zu verbergen, untreu wurde. Sie sagten einander tausend Schmeicheleien und gelobten sich am Ende ewige Liebe. Fräulein von Königsmark verlangte

von dem Churfürsten, daß ihr gegenseitiges Einverständniß geheim bleiben müsse, besonders für Frau von Steinbock, deren strenge Tugend sie fürchtete. Der Churfürst erzählte ihr, was Frau von Löwenhaupt zu ihm gesagt hatte, und sie beschloßen, diese zur Vertrauten ihrer Liebe zu machen. Endlich trennten sie sich äußerst vergnügt.

Der Churfürst besprach sich jetzt mit Frau von Löwenhaupt; er sagte ihr, wie es ihm mit ihrer Schwester ergangen sei, und bat sie, sein Interesse zu fördern und ihm bei Fräulein von Königsmark die Erlaubniß auszuwirken, daß er alle Welt wissen lasse, daß er sie anbete. Sie versicherte ihn ihrer Dienstfertigkeit, und er begab sich vollkommen zufrieden nach Hause.

Frau von Löwenhaupt arbeitete mit solchem Erfolg für den Churfürsten, daß die ängstlichen Bedenklichkeiten des Fräuleins von Königsmark in Bälde gehoben waren. Sie that dem Churfürsten den glücklichen Erfolg ihrer Bemühungen zu wissen und sagte zu ihm in einem geheimen Gespräch über diesen Gegenstand: sein Triumph sei unzweifelhaft, nur wisse sie nicht, wie er Fräulein von Königsmark sehen könne, ohne daß Frau von Steinbock es erfahre. Der Churfürst, der bei seinen Herzensangelegenheiten nie um Mittel verlegen war, sagte, sie müsse zu diesem Behuf ihre Schwestern zu einer Lustpartie nach Moritzburg bestimmen, dort werde er Fräulein

von Königsmark so unterbringen, daß er sich ohne Wissen der Frau von Steinbock mit ihr unterhalten könne. Frau von Löwenhaupt billigte diesen Plan und theilte ihn dem Fräulein von Königsmark mit, die Anfangs einige Schwierigkeiten machte, aber auf das Zureden ihrer Schwester und die Bitten des Churfürsten, der sie besuchte, als sie eben von dieser Reise sprachen, doch endlich einwilligte.

Dem Churfürsten hätte kein größeres Glück widerfahren können, als das Versprechen seiner Schönen, die vorgeschlagene Partie mitzumachen. In dieser Stunde gelobten sie sich ewige Treue, und die Unterhaltung des Fräuleins von Königsmark hatte so viele Reize für den Fürsten, daß er dem herrlichen Mädchen seine Versicherungen der zärtlichsten Liebe unaufhörlich wiederholte. Beim Abschied sagte Fräulein von Königsmark ihrem Liebhaber ein zärtliches Lebewohl, wodurch seine Liebesglut auf den höchsten Grad gesteigert wurde.

Als Frau von Steinbock hörte, daß ihre Schwestern dem Churfürsten versprochen hatten, ihn nach Moritzburg zu begleiten, wurde sie äußerst ungehalten. Sie stellte ihnen vor, wie sehr diese Partie, bei der die Churfürstinnen nicht zugegen seyn würden, ihnen in den Augen dieser vortrefflichen Damen schaden müsse. „So lange ich," sagte sie zu Fräulein von Königsmark, „so lange ich glaubte, Sie betrachten die Leidenschaft des Churfürsten für Sie mit

der Kälte, die Sie Ihrer Geburt und Ihrer Tugend schuldig sind, so lange habe ich Nichts zu Ihnen gesagt und mich ruhig auf Ihre Klugheit verlassen; nun ich aber sehe, daß Sie die Strenge aus den Augen setzen, die Sie sich vorgeschrieben hatten, jetzt, liebe Schwester, halte ich es für meine Pflicht, Sie vor dem Abgrunde zu warnen, an dessen offenem Rande Sie stehen. Sie sind vollkommen unabhängig und können thun was Sie wollen; ich habe keine Gewalt über Sie, aber ich schmeichle mir, daß Ihre Tugend welche haben wird, und ich beschwöre Sie, ihr nicht zu widerstehen. Bedenken Sie wohl, was Sie sich selbst schuldig sind, und glauben Sie mir, daß Sie den guten Namen verlieren werden, den Sie sich mit so vielem Rechte erworben haben. Nehmen Sie Ihre Kraft und Ihren Muth zusammen, liebe Schwester. Reisen wir ab; folgen Sie mir nach Schweden. So hart und entsetzlich Ihnen dieß für den ersten Augenblick scheinen mag, so versichere ich Sie doch, daß die Nachwehen einer galanten Intrike noch weit fürchterlicher sind."

Fräulein von Königsmark zerschmolz in Thränen; ohne ein Wort zu sprechen, umarmte sie ihre Schwester zärtlich und verschloß sich auf ihr Zimmer. Frau von Löwenhaupt folgte ihr, und dieser gefährlichen Vertrauten gelang es, die Regungen der Tugend, die Frau von Steinbock erweckt hatte, zu bekämpfen und zu überwinden. Sie schilderte den

Churfürsten in seiner Liebesglut, die Verzweiflung, in die ihre Abreise ihn stürzen, und den Mangel an guter Sitte, den sie durch die Nichthaltung ihres Versprechens, nach Moritzburg zu gehen, verrathen würde. „Wir sind," setzte sie hinzu, „diese Gefälligkeit der Großmuth schuldig, womit er sich für uns interessirt. Frau von Steinbock denkt freilich nicht daran." Fräulein von Königsmark, über welche die Liebe ihre unwiderstehliche Macht ausübte, vermochte die Gründe ihrer Schwester nicht lange zu bekämpfen, und willigte endlich in die Reise nach Moritzburg.

Frau von Steinbock war tief betrübt, als sie ihre Schwestern entschlossen sah, und da sie die Partie nicht mehr verhindern konnte, schützte sie eine Unpäßlichkeit vor, um zu Hause zu bleiben.

Der Churfürst schickte vor seiner Abreise Fräulein von Königsmark ein prachtvolles Kleid und einen kostbaren Diamantenschmuck. Die Frauen von Löwenhaupt und von Steinbock wurden ebenfalls bedacht, aber bei weitem nicht so glänzend, wie ihre jüngere Schwester.

Fräulein von Königsmark und die Gräfin von Löwenhaupt reisten in Begleitung der schönsten Damen des Hofs, sämmtlich in Amazonenkleidern, einige Augenblicke nach dem Churfürsten ab, der ihnen die ausgesuchtesten Vergnügungen bereitete. Als sie in den Wald von Moritzburg kamen, bemerkten sie einen glänzenden Palast. Sie ließen den Wagen anhal-

ten, um das prachtvolle Gebäude zu bewundern. Auf einmal öffnete sich die Thüre und heraustrat Diana von ihren Nymphen umgeben. Sie redete Fräulein von Königsmark als Göttin Aurora an und bat sie, in ihren Palast zu kommen, um die Huldigungen der Gottheiten des Waldes entgegenzunehmen.

Die Damen stiegen ab, und Diana führte sie in einen eleganten und mit reizenden Gemälden aus der Geschichte dieser Göttin geschmückten Saal. Der Tod des zärtlichen Endymion und die Bestrafung des verwegenen Actäon waren mit unendlicher Kunst dargestellt. Diana befahl ihren Nymphen, Aurora und ihr Gefolge zu bewirthen; sogleich öffnete sich der Boden, und aus der Erde hervor kam ein mit den köstlichsten Speisen besetzter Tisch. Kaum hatten die Damen sich gesetzt, als sie durch das Geschmetter von Hoboen, Pfeifen und Schalmeien überrascht wurden. In demselben Augenblick erschien der Gott Pan mit einem großen Gefolge von Faunen und andern Waldgöttern; dieß war der Churfürst und die schönsten Männer seines Hofs. Diana, deren Rolle Frau von Beichling übernommen hatte, lud ihn ein, sich neben der schönen Aurora zu setzen. Wie viel Schmeichelhaftes sagte ihr nicht dieser Gott! wie geschäftig war er, sie zu bedienen! wie bemühte er sich, ihr zu gefallen und sie von seiner Leidenschaft zu überzeugen! Hundertmal sagten sie zu einander: „Wie liebenswür-

dig sind Sie! wie liebe ich Sie! ich werde Sie ewig lieben!"

Endlich nach der Mahlzeit erfüllte der Schall von Jagdhörnern und Hundegebell die Luft. Ueberrascht sprangen die Damen an die Fenster und sahen einen Hirsch vorüberspringen, der von Jägern verfolgt wurde. Sie wünschten, der Jagd folgen zu können, und sogleich fanden sich gesattelte Pferde und offene Kaleschen für diejenigen, die nicht reiten wollten. Der durch Garne eingeschlossene Hirsch wurde gezwungen, in einen Teich neben dem Schlosse Moritzburg zu springen. Die Hunde verfolgten ihn noch immer, und die Damen fanden Gondeln, die sie auf eine Insel mitten im Teiche führten; sie kamen noch zum Tode des Hirsches und sahen das Jägerrecht ertheilen.

Auf einem Ende der Insel war ein prachtvolles Zelt nach türkischer Art aufgeschlagen. Die Damen gingen hinein und fanden, daß die Möbeln ebenfalls alle türkisch waren. Während sie die Schönheit dieser Einrichtung bewunderten, erschienen vierundzwanzig junge Türken in glänzenden Kleidern, die ihnen in großen silbernen Körben alle Arten von Erfrischungen reichten. Einige Augenblicke nachher sahen sie alle Großbeamten des Serails aus einem andern Zelte kommen. Der Großherr erschien unter ihnen, strahlend von Edelsteinen: es war der Churfürst, der zu den Damen trat, dem Fräulein von K ö n i g s m a r k ein reich gesticktes Schnupftuch zuwarf und sich neben sie auf

ein Sopha setzte. Den andern Damen brachte man Stühle, und sobald sie sich gesetzt hatten, kamen mehrere Baladinen herein, die durch ihre Sprünge und Tänze die Gesellschaft eine Zeit lang ergötzten. Hierauf reichte der Churfürst dem Fräulein von Königsmark den Arm und führte sie in seine Gondel. Der Churfürst, Frau von Löwenhaupt und der Fürst von Fürstenberg stiegen mit ihr ein; die andern Damen wählten sich in den Gondeln ihre beliebigen Ritter. So fuhr die Gesellschaft bei den harmonischen Tönen einer Musik eine Zeit lang spazieren. Als sie wieder an's Land kamen, setzte sich der Churfürst mit Fräulein von Königsmark in einen offenen Wagen. Sie waren von Janitscharen und den Großbeamten des Serails zu Pferde begleitet; die Damen folgten in mehreren Wagen. So kam man an das Schloß Moritzburg.

Der Churfürst führte Fräulein von Königsmark in das für sie bestimmte Zimmer, das auf's Kostbarste möblirt war. Besonders das Bett war prachtvoll. Die Ueberdecke bestand aus aurorafarbigem, mit Silber durchwirktem Damast, worauf die Liebeshändel Aurora's und Titon's gestickt waren. Liebesgötter hielten die Vorhänge mit Blumensträußen in den Händen, und schienen Mohnköpfe, Rosen und Anemonen auf das prächtige Bett zu streuen. „Hier, mein Fräulein," sagte der Churfürst galant, „sind Sie die Herrscherin, und der Großherr wird Ihr unterthäniger Skla-

ve." — „Ach," antwortete Fräulein von Königsmark, „in welchem Zustande Sie sich zeigen mögen, Sie werden meinen Augen immer angenehm seyn." Der Churfürst küßte ihre Hand und ließ sie allein, um die Kleider zu wechseln, was er ebenfalls that. Fräulein von Königsmark zog das Kleid an, das der Churfürst ihr geschenkt hatte; sie schien in demselben schöner als je zuvor. Der Churfürst seinerseits verwendete auf seinen Anzug alle Sorgfalt eines Mannes, der zu gefallen sucht; er strahlte von Diamanten und Perlen. Sobald er wußte, daß Fräulein von Königsmark angekleidet sei, ging er zu ihr und dankte ihr verbindlich, daß sie sich so geschmückt habe. Er führte sie in's Theater, wo die Liebesangelegenheiten Psyche's vorgestellt wurden.

Nach dem Theater setzte man sich zu Tische. Fräulein von Königsmark fand auf ihrem Teller ein Bouquet von Diamanten, Rubinen, Smaragden und Perlen, das sie als die Königin des Balles bezeichnete, der nach Tisch stattfinden sollte. Sie eröffnete ihn wirklich mit dem Churfürsten: sie ernteten allgemeine Bewunderung ein, die Gesellschaft konnte die Blicke nicht von dem herrlichen Paare abwenden; alle Damen wünschten sich einen Liebhaber, wie der Churfürst, und alle Herrn eine Geliebte, wie Fräulein von Königsmark. Endlich verschwanden die beiden Liebenden aus dem Ballsaale; aber man schien ihre Abwesenheit nicht zu bemerken, weil man sich leicht den-

ken konnte, daß sie allein zu seyn wünschten. Der Churfürst weidete sich jetzt mit Muße an den Reizen des Fräuleins von Königsmark, die ihm die kräftigsten Beweise ihrer Zärtlichkeit gab.

Auf dieses Fest folgten vierzehn Tage lang alle Arten von Spielen und Ergötzlichkeiten. Der Tanz wurde nicht vergessen, und Fräulein von Königsmark zeichnete sich vor allen Andern aus.

Während dieser Lustbarkeiten in Moritzburg beschloß Frau von Steinbock, entrüstet über das Betragen ihrer Schwester, Dresden zu verlassen. Sie gab vor, sie habe Briefe von ihrem Gemahl erhalten, der ihre alsbaldige Rückkehr nach Schweden verlange. Allein die Churfürstinnen erriethen den wahren Grund ihrer Abreise sehr bald und schätzten sie deßhalb nur um so mehr. Sie schrieb an den Churfürsten einen Brief, worin sie ihm, ohne ihrer Schwestern zu erwähnen, für die Güte dankte, die er für sie gehabt habe.

Der Fürst wollte Fräulein von Königsmark keinen Kummer machen und verschwieg ihr deßhalb die Abreise ihrer Schwester; er ritt schnell nach Dresden, um Frau von Steinbock wo möglich von ihrem Entschlusse abzubringen. Seine Mühe war jedoch umsonst, die Gräfin war den Tag vor seiner Ankunft abgereist. Dieß machte ihn so verdrießlich, daß er nicht einmal die Churfürstinnen besuchte, sondern sogleich nach Moritzburg zurückritt. Die Fürstinnen, die von seiner Anwesenheit erfuhren, fanden sich äußerst be-

leidigt durch die Gleichgiltigkeit, die er gegen sie an den Tag legte. Die junge Churfürstin weinte den ganzen Tag nnd die Churfürstin Mutter erklärte, daß sie sich diese schmähliche Behandlung nicht länger gefallen lasse, und sich auf das Schloß Lichtenberg, ihren Wittwensitz, zurückziehen werde. Sie gab sogleich Befehle, ihre Wagen bereit zu halten.

Fräulein von Königsmark war über die Abreise ihrer Schwester äußerst betrübt, noch mehr aber, als sie erfuhr, was der Churfürst gethan hatte. Sie machte ihm Vorwürfe und erklärte ihm, daß sie das für den größten Beweis seiner Liebe ansehe, wenn er der Churfürstin fortwährend alle Aufmerksamkeit schenke, die sie durch ihre Tugenden verdiene; sie drohte ihm sogar, im andern Fall seine Staaten zu verlassen, und verlangte von ihm, daß er, um den Kummer seiner Gemahlin zu lindern, nach Dresden zurückkehre, indem sie nicht wolle, daß dieselbe durch sie des Vergnügens beraubt werde, ihn zu sehen. Die Churfürstin war äußerst erfreut, als sie dieß erfuhr, und gewann Fräulein von Königsmark nur noch lieber. Diese Favoritin verdiente auch alle Achtung, indem sie immer die zarteste Aufmerksamkeit für die Churfürstin hatte, und statt den Churfürsten von seiner Gemahlin zu trennen, oft zu ihm sagte, dieselbe sei durch den Verlust seines Herzens schon so unglücklich, daß er Allem aufbieten müsse, durch das freundlichste Betragen ihren Kummer zu erleichtern.

Als die Churfürstin erfuhr, wie viel sie der Gräfin von Königsmark schuldig war, sah sie nunmehr auch ihre Bevorzugung ohne Eifersucht. „Ich tröste mich," sagte sie hie und da, „indem meine Nebenbuhlerin eine vortreffliche Frau ist." Die Churfürstin Mutter, deren strenge Tugend von jeher alle Galanterie gehaßt hatte, konnte die Leidenschaft ihres Sohnes für eine so liebenswürdige Person nicht verdammen. Die beiden Churfürstinnen besuchten sie und behandelten sie auf's Vertraulichste. Die Hofleute begegneten ihr mit Ehrfurcht; selbst die Frauen konnten sie nicht hassen. Ihre Anspruchslosigkeit, ihre Sanftmuth und ihre Höflichkeit blieben sich immer gleich; sie suchte Jedem einen Dienst zu erweisen, und kam den Bedürfnissen der Unglücklichen zuvor. Ihr Andenken steht noch jetzt bei Allen, die sie kannten, in Verehrung.

Bei seiner Rückkehr nach Dresden schenkte der Churfürst dem Fräulein von Königsmark einen prächtigen und auf's Kostbarste möblirten Palast. Einige Zeit nachher wirkte er ihr von den Stiftsdamen zu Quedlinburg, sämmtlich Prinzessinnen oder Gräfinnen, die Ernennung zur Vorsteherin des Kapitels aus. Als solche führte sie den Titel Madame. Der Churfürst speiste alle Abende bei ihr und gab ihr glänzende Feste, an denen der ganze Hof Theil nahm. Von allen Seiten her kamen Fremde nach Dresden, die

voll Bewunderung sowohl für den Liebhaber als die Geliebte nach Hause zurückkehrten.

Indeß wurde die Zufriedenheit der Frau von Königsmark nicht wenig gestört durch die Abreise der Frau von Löwenhaupt, die, nachdem sie sich lange den Befehlen ihres Gemahls, der sie zurückrief, widersetzt hatte, endlich doch sich genöthigt sah, zu gehorchen. „So bin ich jetzt ganz allein," sagte Frau von Königsmark in zärtlichem Tone zu dem Churfürsten; „Ihnen zu lieb entsage ich Allem, was mir theuer ist. Ach! wie unglücklich wäre ich, wenn Sie mich verließen!" — „Nein, Madame," rief der Churfürst, „Sie haben Nichts zu fürchten: ich bin der Ihrige, so lange ich lebe. Seien Sie dessen versichert; die Vorzüge, die mich bezaubert haben, und die ich nirgends als bei Ihnen finden kann, müssen Ihnen für meine Treue bürgen. Nur Sie haben die entzückenden Talente, die mich in Ihrer Nähe zum glücklichsten aller Sterblichen machen. Hören Sie also auf, Besorgnisse zu nähren, die mich betrüben und beleidigen. Ich bete in Ihnen, meine liebe Gräfin, nicht blos die vollkommenste Schönheit an, sondern wahrhaftig auch diese edle Seele, diesen Geist und diese Herzensgüte, kurz diese großen Eigenschaften, die Sie weit über alle Frauen erheben, die ich kenne, und die ich unmöglich bei einer andern finden könnte." — „Wie liebenswürdig Sie sind, theurer Fürst, und wie gut Sie ein Herz zu beruhigen verstehen, das nicht fürchten wür-

de, wenn es Sie nicht allzusehr liebte! Bleiben Sie diesen Gefühlen treu, sie machen mein Glück und meine Freude. Ja, mein Lieber, denn ich kann Sie nicht mehr anders nennen, und die Liebe verbannt jeden Zwang, ich ziehe Ihre Zärtlichkeit Ihrer Größe und Ihrer Macht vor. Ich finde Sie tausendmal erhabener durch Ihre Gesinnungen, als durch Ihre Macht. Sie sind Herr meiner Person, meines Herzens und meines Lebens." Unsre Liebenden sagten sich noch tausend ähnliche Sachen und wurden immer zärtlicher; sie speisten miteinander zu Nacht und trennten sich erst gegen Tagesanbruch.

Sie wandten ihre Zeit so gut an, daß neun Monate später Frau von Königsmark einen Sohn gebar, der das leibhaftige Ebenbild seines Vaters war, dessen Gestalt, Stärke, Manieren, ja sogar Denkungsart er hatte. Die Geburt dieses Kindes machte dem Churfürsten eine außerordentliche Freude. Er nannte ihn Moritz, zum Andenken an den Triumph, den er in Moritzburg über seine Mutter gefeiert hatte. Später gab er ihm den Namen: Graf von Sachsen. Dieß ist derselbe, dessen Name in Frankreich, dem er sein glänzendes Feldherrntalent gewidmet hat, noch heutzutage mit Bewunderung und Verehrung genannt wird.

Der Churfürst verließ seine Geliebte während ihres Wochenbettes fast keinen Augenblick; er brachte ganze Tage an ihrem Bette zu, und da sie Anfangs gefähr-

lich krank war, beschwor er die Aerzte, aller ihrer Kunst aufzubieten, um sie zu retten. Allein trotz der angestrengtesten vereinigten Bemühungen konnten diese nicht hindern, daß Frau von Königsmark einen fast beständigen Schweiß hatte, der einen äußerst widerwärtigen Geruch verbreitete. Dieses Unglück betrübte die beiden Liebenden Anfangs über die Maßen, endlich aber faßte der Churfürst einen Ekel und entfernte sich allmählig von der Gräfin, bis er zuletzt neue Verbindungen einging und ganz aufhörte, als Liebhaber mit ihr zu leben. Deßungeachtet besuchte er sie sehr häufig und schenkte ihr fortwährend seine ganze Achtung.

Wenige Monate nach der Entbindung der Frau von Königsmark bot der Wiener Hof dem Churfürsten den Oberbefehl über die Reichstruppen in Ungarn an. Der Fürst, der die Bande zu lösen anfing, die ihn an Frau von Königsmark fesselten, und bei aller Galanterie doch immer den Ruhm der Frauenliebe vorzog, ging auf den Vorschlag des Kaisers ein. Er reiste zur Armee ab und versah seinen Posten auf eine Art, welche der hohen Meinung, die man von seinem Muthe hatte, vollkommen entsprach.

Nach dem Feldzug machte er dem Kaiser seine Aufwartung, der ihn mit aller seinem Range gebührenden Auszeichnung empfing. In Wien unterlag der Ueberwinder der Türken auf's Neue dem kleinen Liebesgott. Die Gräfin Esterle war die fatale Klippe,

an der seine Freiheit scheiterte. Seinem Herzen, wie seinen Augen, erschien diese Dame als das vollkommenste Geschöpf und ein wahres Wunder der Natur. Er sah sie zum ersten Mal auf einem Ball, den der römische König, der älteste Sohn des Kaisers, gab. Ihr Anblick machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er bei all' der Kühnheit, die man ihm vorwarf, eine Zeit lang wie vernichtet stehen blieb. Er wollte mit ihr sprechen, allein er war so verwirrt, daß er kaum Worte fand; seine ganze Rede war ein Galimathias, von dem die Gräfin Nichts verstanden hätte, wäre sie nicht in der Augensprache zu gut erfahren gewesen. Aber sie las in den Augen des Churfürsten den ganzen Eindruck, den ihre Reize auf sein Herz machten.

Da strenge Tugend nicht ihre Sache war und sie Nichts mehr wünschte, als eine Erklärung, so zog sie sich in ein Fenster zurück. Der Churfürst folgte ihr. Sie sprach Anfangs von der Pracht des Festes, allein er antwortete kein Wort. Sie glaubte, er sei unwohl, und bot ihm ungarisches Königinwasser mit den Worten: „Hören Sie mich, durchlauchtigster Herr?" — „Ja, Madame," antwortete er mit einem tiefen Seufzer, „ich höre Sie und sehe Sie recht gut. Auch bin ich sehr dankbar für die Hülfe, die Sie mir reichen wollen. Aber nicht ungarisches Königinwasser ist es, was mich wieder herstellen kann. Sie besitzen andere Mittel, Madame; haben Sie die Güte, diese anzuwenden, und erlauben Sie, daß ich meine Heilung von

Ihnen erwarte, da Sie die einzige Ursache meines Uebels sind.“ — „Ich wüßte nicht, welches Uebel ich Ihnen hätte mittheilen können,“ antwortete die Gräfin lachend, „es hat noch Niemand gesagt, daß ich ansteckend sei. Ueberdieß verstehe ich mich nicht sehr auf die Heilkunst. Wenn ich jedoch Ihr Uebel kennen würde, so wollte ich mit Vergnügen meine wenige Gelehrsamkeit anwenden, um Ihnen eine Gesundheit wieder zu geben, die für ganz Europa so wichtig ist.“ — „Möge ganz Europa mich vergessen, Madame,“ rief der Churfürst; „wenn ich nur Ihnen nicht gleichgiltig bin, so werde ich mich für den glücklichsten Menschen halten. Ja, schöne Gräfin,“ fuhr er mit einer Wärme fort, die die ganze Glut seiner Leidenschaft verrieth, „meine Krankheit ist nichts Anderes, als die feurigste und zärtlichste Liebe für Sie. Nichts kann mich heilen, so lindern Sie doch wenigstens meine Pein. Ich verlange nur deßwegen das Leben aus Ihrer Hand, um es ganz Ihrem Dienste zu weihen und Sie als das Vollendetste, was die Erde besitzt, zu bewundern.“ — „Ich habe Ihnen bereits gesagt, durchlauchtigster Herr,“ antwortete Frau von Esterle, „daß ich gerne alle mir bekannten Mittel anwenden werde, um Ihre Heilung zu bewerkstelligen. Ich halte mich durch mein Wort zu sehr verpflichtet und bin eine zu gute Unterthanin des Kaisers, um nicht das Meinige zur Wiederherstellung einer Gesundheit beizutragen, die ihm so theuer ist. Beruhigen Sie sich also und lassen Sie

mir Zeit, darüber nachzudenken, was ich zu thun habe."

Die Gräfin sprach mit solcher Wärme, daß sie den römischen König, der den Churfürsten abzuholen kam, nicht bemerkte, bis er ganz in ihrer Nähe stand. Sie kam nicht aus der Fassung und sagte, wie wenn sie dem Churfürsten antwortete: „Ich bin eine große Freundin der Musik, besonders des Gesangs." Der König blieb auf der Meinung, es sei von nichts Anderem die Rede gewesen, und bat den Churfürsten, in einen angrenzenden Salon zu kommen, wo ein glänzendes Souper bereit stand. Der Tisch hatte die Gestalt eines Hufeisens, das Innere war leer und bildete ein Wasserbecken, in dessen Mitte Zephyr und Flora standen, denen Liebesgötter Blumen reichten. In den vier Ecken des Saals waren Cascaden von wohlriechenden Wassern angebracht, was beim Schein von tausend Wachskerzen in krystallenen Kronleuchtern und Girandolen einen herrlichen Anblick gewährte. An einem Ende des Saals stand ein Theater, dessen Vorhang Psyche darstellte in einem prächtigen Palast, den Cupido für sie hatte bauen lassen. Um sie herum flatterten die Scherze, die Spiele und die Vergnügungen. Nichts übertrifft die Schönheit und Liebenswürdigkeit dieser jungen Fürstin, die dem Liebesgotte selbst Liebe einflößte. Sobald der König mit seiner Gemahlin und dem Churfürsten sich gesetzt hatte, öffnete sich der Vorhang. Man erblickte

ein prächtiges Theater, das den Olymp vorstellte, wo alle Götter versammelt waren. Jupiter zeigte ihnen das Bild des Churfürsten und verlangte, daß er noch lebend in die Zahl der Götter aufgenommen werden solle. Alle Gottheiten jauchzten ihm Beifall und feierten ihren Beschluß durch Tänze und Gesänge.

Nach der Mahlzeit wurde ein glänzendes Feuerwerk abgebrannt. Hierauf begann der Ball, der bis nach Sonnenaufgang dauerte.

Der Churfürst wäre mit dem Feste sehr zufrieden gewesen, wenn er Gelegenheit gehabt hätte, seine angefangene Unterhaltung mit Frau von Esterle fortzusetzen: allein sie wich ihm mit großer Gewandtheit aus, denn obschon sie nicht die Absicht hatte, sich lange suchen zu lassen, so fand sie es doch nicht ihrem Interesse angemessen, sich auf den ersten Schlag zu ergeben.

Zwei Tage verstrichen, ohne daß der Churfürst sie sehen konnte. Er traf sie bei der Königin, konnte sie aber nicht sprechen, weil sie zu entfernt stand. Endlich kam der König und schlug seiner Gemahlin und dem Churfürsten ein Spiel vor. Frau von Esterle war von der Partie; der Zufall führte den Churfürsten an ihre Seite. Der Fürst verlor keinen Augenblick, so leise als möglich mit der Gräfin zu sprechen. Zu diesem Behuf nahm er häufig eine Prise Taback und bediente sich seines Schnupftuchs, um die Bewegung seines Mundes zu verbergen. Er sah sie

nicht an, aus Furcht, von Herrn von Esterle, der als diensthabender Kammerherr hinter dem Lehnstuhl des Königs stand, bemerkt zu werden: aber er sagte mehrere Male zu ihr, daß er sie anbete, daß er keinen andern Lohn verlange, als die Erlaubniß, ihr mit derselben Ehrfurcht zu dienen, die man den Göttern zolle, und daß diese Uneigennützigkeit wohl einige Güte verdiene. Die Gräfin stellte sich, als ob sie ihn nicht hörte, obschon sie ihn recht gut verstand. Der Churfürst sprach mit solchem Eifer zu ihr, daß er mehr als Einmal die Königin, die eine Unterhaltung mit ihm anknüpfen wollte, nicht hörte. Die Gräfin war über seine Erklärung entzückt, antwortete aber wenig, aus Furcht vor der Königin und Herrn von Esterle. Doch gab sie ihm zu verstehen, daß es nicht ihre Schuld sei, wenn er nicht bald vollkommen glücklich werde.

Am andern Tag schrieb der Churfürst seiner Schönen Alles, was nur die feurigste Liebe, die eine Erwiederung hoffen darf, einflößen kann. Er erklärte, er sterbe, wenn sie ihm nicht erlaube, sie allein zu sprechen, und um seiner Bitte mehr Gewicht zu verschaffen, legte er dem Billet ein Paar Ohrringe im Werthe von vierzigtausend Gulden bei. Der goldene Regen hatte nicht mehr Reiz für Danae's Herz, als diese Ohrringe für Frau von Esterle. Alle Gründe, die ihre Neigung noch bekämpft hatten, fielen jetzt in Nichts zusammen; und Undank gegen einen so großherzigen Fürsten schien ihr der einzige Fehler, den sie

begehen könnte. Sie antwortete ihm in Ausdrücken, die keiner Erklärung bedurften, daß sie ihn Abends um acht Uhr erwarte.

Der Churfürst stellte sich pünktlich ein. Er traf die Gräfin nachlässig auf einem goldgestickten Ruhebette liegend, in einem von Gold, prächtigen Gemälden und Spiegeln glänzenden Zimmer, das zur Wohnung der Liebesgöttin auserkoren schien. Frau von Esterle war bezaubernd. Ihre herrlichen blonden Haare wallten in langen Locken über ihre Schultern. Sie trug ein silbergesticktes rosafarbenes Kleid mit Blumen, die den natürlichen Nichts nachgaben. Ein kunstvoller Spitzenkragen hob die Schönheit ihres Halses auf's Vortheilhafteste hervor; das feine Incarnat und Weiß ihres Teints war wie Rosen und Lilien. Sie war in einer sehr aufgeregten Stimmung, sei es nun aus Furcht oder aus Freude über den Besuch des Churfürsten, was ihre natürlichen Reize unendlich erhöhte. Der Fürst betrachtete sie mit einem Vergnügen, das sich ebensowenig beschreiben läßt, als das, was zwischen den beiden Liebenden vorging. Gewiß ist, daß der Churfürst mit seinem Besuche so wohl zufrieden war, daß er, als er wieder nach Hause kam, seine besten Augenblicke der Erinnerung an denselben widmete.

Er beschäftigte sich den ganzen übrigen Theil der Nacht damit und war eben im Begriff, gegen Morgen einzuschlafen, als man ihm meldete, der König bitte ihn, in sein Zimmer zu kommen. Er stand

schnell auf und ging unverzüglich zu ihm. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er diesen Fürsten, der Tags zuvor sich noch der vollkommensten Gesundheit erfreut hatte, bleich, verstört und verzweifelnd im Bette fand. „Mein Gott! was bedeutet dieß?" rief der Churfürst; „was ist Eurer Majestät begegnet?" — „Das entsetzlichste Abenteuer," antwortete der König; „ich bin von einem plötzlichen Tode bedroht. Aber was mich am meisten betrübt, ist, daß Ihnen ein noch unglücklicheres Loos bevorsteht." — „Welche traurige Offenbarung hat Ihre Ruhe so stören können, Sire?" erwiederte der Churfürst; „und wie kommen Ihnen diese düstern Ahnungen?" — „Setzen Sie sich einen Augenblick, mein Vetter," antwortete der König; „hören Sie mich und Sie werden vielleicht ebenso erschrecken, wie ich." Der Churfürst setzte sich und der König fuhr fort: „Ich habe heute Nacht die furchtbarste Erscheinung gehabt, die vielleicht je einem Sterblichen vorgekommen ist. Zwei Stunden, nachdem ich mich zu Bette gelegt, hörte ich Jemand in mein Zimmer kommen. In der Meinung, es sei einer meiner Kammerdiener, öffnete ich den Vorhang nicht, sondern fing an zu zanken, daß man mich so frühe wecke. Aber denken Sie sich mein Staunen, als ich auf einmal ein dumpfes Kettengerassel hörte. Ich schaute um mich und erblickte ein ganz weißes Gespenst, das mit hohler Grabesstimme zu mir sagte: „„König Joseph, ich bin eine Seele,

welche die Qualen des Fegfeuers erduldet. Ich komme im Namen Gottes zu dir, um dich vor dem Abgrunde zu warnen, in den du dich durch deine Verbindung mit dem Churfürsten von Sachsen stürzen wirst. Entsage seiner Freundschaft oder bereite dich zur ewigen Verdammniß.“ “ Hier rasselten die Ketten schauerlicher zusammen, und da mich die Angst der Sprache beraubt hatte, sagte die Erscheinung zu mir: „ „Du antwortest nicht, Joseph? Solltest du wirklich so unglücklich seyn, dich dem Willen Gottes zu widersetzen? und ist dir die Freundschaft eines Menschen theurer, als die Gnade dessen, dem du Alles verdankst? Ich gebe dir Zeit, zu bedenken, was du zu thun hast. In drei Tagen werde ich wieder kommen, um deine Antwort zu erfahren, und wenn du deinen Umgang mit dem Churfürsten von Sachsen nicht abbrichst, so ist dein Untergang so gewiß, wie der seinige.“ “ Mit diesen Worten verschwand das Gespenst, und ich gestehe Ihnen, daß es mich in die peinlichste Unruhe versetzt hat. Ich hatte die Kraft nicht, zu rufen, und so hat mich mein erster Kammerdiener starr vor Schrecken angetroffen. Jetzt bin ich etwas ruhiger, weil ich entschlossen bin, mich zu bessern. Ich hoffe die Vergebung meiner Sünden zu erhalten. Besonders aber, lieber Vetter, bin ich um Ihretwillen in Angst. Deßhalb beschwöre ich Sie, unsre heilige Religion anzunehmen und mit mir das ewige Leben zu verdienen.“

Der Churfürst hatte den König aufmerksam

angehört; endlich aber ergriff er das Wort und sagte: „Sind Sie auch wirklich wach gewesen, Sire? und war es nicht vielleicht ein Traum, was einen so tiefen Eindruck auf Eure Majestät gemacht hat?“ Der König versicherte ihn, daß er nicht geschlafen, und daß das, was er ihm erzählt habe, sicherlich nicht die Wirkung eines Traumes sei. „Dann begreife ich die Sache nicht,“ versetzte der Churfürst; „denn mich soll doch wahrhaftig Niemand überreden, daß ein Geist gefesselt seyn und Ketten tragen könne. Indeß kann ich mir nicht denken, wie Jemand die Frechheit haben sollte, Eurer Majestät einen solchen hinterlistigen Streich zu spielen?“ — „Gut!“ antwortete der König; „hat dieß die mindeste Wahrscheinlichkeit? Wer dürfte es wagen, mich auf diese Weise zu hintergehen?“ — „Was kann man wissen?“ sagte der Churfürst; „Sie haben Priester, Sire, die zu Schurkenstreichen geschickt und darin erfinderisch sind. Sie haben Ansehen an diesem Hofe; vielleicht glauben sie, daß ich in den Unterhaltungen, die mir vergönnt sind, mit Eurer Majestät zu haben, von Religion spreche und die Schlechtigkeiten ihrer Diener aufdecke. Würden Sie mir die Frage erlauben, Sire, ob Ihr Beichtvater Ihnen noch nicht darüber in's Gewissen geredet hat, daß Sie mir die Ehre erweisen, mich zu lieben?“ Der König gestand ihm, daß sein Beichtvater ihm mit Verweigerung der Absolution gedroht habe, wenn er den Umgang mit ihm nicht abbreche. „Wenn dem so

ist," rief der Churfürst, „so werden wir das Gespenst bald entlarven. Ich bitte Sie, Sire, erlauben Sie mir, dieses Geschäft zu übernehmen. Ich bürge Ihnen für den Erfolg, wenn sich nur Eure Majestät auf mich verlassen, mich fortwährend mit der gewohnten Güte behandeln und Niemand sagen will, daß ich von dem Abenteuer weiß." Der König versprach, dieß geheim zu halten. Der Churfürst, um sich seiner besser zu versichern, wich nicht von seiner Seite; um Schlafenszeit begab er sich auf sein Zimmer, ließ sich auskleiden und ging dann durch eine geheime Thüre in's Schlafzimmer des Königs.

In der dritten Nacht, als der König und der Churfürst noch vollkommen wach waren, hörten sie Ketten rasseln und eine Stimme rufen: „König Joseph!" Der Churfürst wollte nicht mehr hören, er sprang aus dem Bett und packte das Gespenst, das nun seinerseits in Todesangst gerieth und mit dem Ruf: Jesus Maria! auf die Kniee fiel und um Gnade flehte, indem es ein Priester sei. Der Churfürst aber, taub gegen seine Bitten, trägt es an das Fenster und stürzt es hinab mit den Worten: Geh' in's Fegfeuer zurück, aus dem du gekommen bist. Die Stunde des angeblichen Gespenstes hatte jedoch noch nicht geschlagen: obschon es sehr hoch fiel, so brach es doch blos ein Bein. So sehr es sein Abenteuer geheim zu halten wünschte, so konnte es doch dem Schmerze nicht widerstehen, und schrie um Hülfe. Die Wache kam

und man erkannte in ihm einen Priester und vertrauten Freund des Beichtvaters des Königs. Dieser Fürst gerieth in furchtbaren Zorn, daß man es gewagt habe, ihm so mitzuspielen; er schwur, dereinst alle Jesuiten aus seinen Staaten zu vertreiben: als er aber erfuhr, wer die Priester dazu aufgereizt hatte, verzieh er ihnen und verbot sogar, von dem Abenteuer zu sprechen.

Während dieß am Hofe vorging, hatte der Churfürst die Gräfin nicht besuchen können. Da sie den Grund seines Ausbleibens nicht kannte, glaubte sie ihn untreu. In ihrer Ungeduld konnte sie die Gelegenheit, ihn zu sprechen, nicht abwarten, sondern bat ihn schriftlich, zu ihr zu kommen. Der Churfürst, dessen Verlangen eben so groß war, stellte sich ein. Sie war in einem reizenden Negligé, ihr Kopfputz war, obschon etwas vernachlässigt, überaus anmuthig; auf den Armbändern trug sie das Bild des Churfürsten. Sie saß eben am Clavier und sang eine sehr traurige Melodie, als der Fürst hereintrat. Sobald sie ihn erblickte, füllten sich ihre Augen mit Thränen; sie blieb wie unbeweglich im Lehnstuhle sitzen. Ueberrascht fragte sie der Churfürst um die Ursache ihrer Betrübniß. „Wie können Sie es wagen,“ antwortete sie seufzend, „um meine Thränen zu fragen? Wirft Ihnen Ihr Herz nicht vor, daß Sie die Ursache derselben sind? Warum sollte ich nicht weinen, wenn ich mir denke, daß vielleicht eine Andere mir Ihre Zärtlichkeit

entrissen hat, und daß die Augenblicke, die Sie hier zubringen werden, nur dieser Andern gestohlen sind, weil Sie vielleicht mich noch nicht ganz verlassen zu dürfen glaubten."

Der Churfürst, durch diese Vorwürfe innig gerührt, warf sich ihr zu Füßen, ergriff ihre Hände, drückte sie in die seinigen, bedeckte sie mit Küssen, und beruhigte sie endlich, indem er ihr schwur, daß er nur sie liebe. „Sie lieben mich," sagte sie, ihn zärtlich anblickend, „und ich muß drei Tage dasitzen, ohne daß Sie irgend ein Lebenszeichen von sich geben!" Der Churfürst erzählte ihr das Abenteuer des Königs, und diese Erzählung, verbunden mit den kräftigsten Betheurungen seiner Liebe und Treue, gab der Gräfin ihre ganze Heiterkeit zurück. Da sie von Natur sehr leidenschaftlich war, fiel sie ihm um den Hals, umarmte und küßte ihn, und nannte ihn tausendmal ihren lieben Adonis. Der Churfürst, der seiner Geliebten nie einen Beweis von Zärtlichkeit schuldig blieb, gab der Gräfin die lebhaftesten. Sie konnte sich nicht entschließen, ihn gehen zu lassen, und obschon er dem König versprochen hatte, bei Fräulein von Palfi, seiner Geliebten, ein Abendbrod mit ihm einzunehmen, so nöthigte sie ihn doch, zu bleiben. Der Churfürst machte die Bedingung, daß sie die Nacht beisammen zubringen, und da die Dame Nichts dagegen einzuwenden hatte, so nahm er den Platz des Grafen von Esterle ein, der auf Befehl der Aerzte

seit einiger Zeit nicht mehr in demselben Zimmer mit seiner Gemahlin schlief.

Unsre Liebenden hatten sich so viel zu sagen, daß der Tag sie überraschte, ehe sie einschliefen; endlich aber versanken sie in tiefen Schlummer. Es war zehn Uhr Morgens und sie schliefen noch; ohne Zweifel wären sie auch noch nicht so bald aufgewacht, wenn nicht der Graf Esterle ihre Ruhe gestört hätte. Dieser Herr hatte seiner Gemahlin Einiges mitzutheilen, und kam vor ihr Zimmer. Da er die Thüre verschlossen fand, öffnete er sie sachte mit einem Hauptschlüssel, in der Absicht, sie angenehm zu überraschen. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er sich dem Bette näherte und den Churfürsten in den Armen der Gräfin schlafend fand, den Kopf auf ihrem Busen ruhend! „Ha, Treulose!" rief er. Dieser Schrei erweckte die Liebenden. Der Churfürst sprang aus dem Bette, ergriff seinen Degen und jagte dem Grafen eine solche Angst ein, daß er die Flucht ergriff und unsre beiden Liebenden, äußerst bestürzt über ihr Abenteuer, allein ließ.

Die Gräfin war in Verzweiflung; sie wußte nicht, was sie thun sollte. Der Gedanke an die Rache ihres Gemahls machte sie erzittern. Der Churfürst, der ihre Besorgnisse gegründet fand, sann auf Mittel, seine Geliebte vor Mißhandlung zu schützen, und hielt es für das Gerathenste, sie in das Haus seines Gesandten zu führen, das nach den Gesetzen des Völkerrechts ein un-

verletzliches Asyl war. Die Gräfin konnte sich lange nicht dazu entschließen; allein der Churfürst stellte ihr vor, daß ihr geheimes Einverständniß gerade demjenigen Menschen bekannt sei, der es unter allen am wenigsten hätte erfahren sollen, und daß sie mithin keine Rücksichten mehr zu beobachten habe. Endlich willigte sie ein, nahm das Kästchen, in dem sie ihre Diamanten hatte, und stieg mit dem Churfürsten in eine Miethkutsche. Der Fürst führte sie zu seinem Gesandten und empfahl sie ihm als das kostbarste Depositum, das einem Menschen anvertraut werden könne.

Während Frau von Esterle vor ihrem Gemahl floh, stand der arme Eheherr im Vorzimmer des Kaisers und machte, wie Vulkan, seine Schmach und seine Verzweiflung selbst öffentlich. Seine Freunde trösteten ihn und sagten, daß er sich deßhalb nicht so sehr zu bekümmern habe. Sie führten Beispiele aus der Mythologie und aus der alten und neuen Geschichte an. „Amphitryon,“ sagten sie, „war ebenso aufgebracht wie Sie, als er Alcmenens Untreue erfuhr, und doch beruhigte er sich bei dem Gedanken, daß er den König der Götter zum Nebenbuhler gehabt habe. Wie viele Ehemänner im alten Rom haben nicht ihre Frauen den Kaisern abgetreten? In Frankreich hat Herr von Montespan die seinige Ludwig XIV. überlassen; und in England, wo die Könige doch nicht so unumschränkt sind, wie viele Ehemänner haben nicht da geduldet, daß der König Karl II. ihren Frauen Besuche

abstattete?" — „Dieß Alles ist ganz richtig," antwortete Herr von Esterle mit albernem Gesichte; „allein Amphitryon hat einem Gotte das Feld geräumt und die Andern ihren Souveränen." — „Gut!" sagte der Graf von Martinitz, nachmaliger kaiserlicher Gesandter in Rom, „um im gleichen Fall zu seyn, wie die eben genannten Ehemänner, so treten Sie in die Dienste des Churfürsten von Sachsen; er schläft dann bei Ihrer Frau, ohne daß Jemand etwas dagegen einzuwenden hat." Die ganze Gesellschaft jauchzte dieser Meinung Beifall, und der arme Graf von Esterle fand den Rath so gut, daß er sogleich zu Herrn von Beichling ging und ihn um seine Verwendung bei dem Churfürsten bat.

Der Fürst war außerordentlich erstaunt, als Herr von Beichling ihm diese Nachricht brachte. Er glaubte einen Schlafwandler vor sich zu haben, allein sein Günstling versicherte ihm, daß er wirklich aus Auftrag des Herrn von Esterle komme. Der Churfürst schrieb sogleich der Gräfin ein Billet und theilte ihr diese Nachricht mit. Sie antwortete, sie bitte ihn, Herrn von Esterle nicht in seine Dienste zu nehmen, dagegen ihm unter Bedingungen, die sie vorschreiben werde, eine Pension zu bewilligen. Der Churfürst ließ ihr unumschränkte Vollmacht, die Sache abzumachen, und setzte dem Grafen eine Pension von zwanzigtausend Gulden aus. Hierauf schloß die Gräfin folgenden Vertrag mit ihrem Gemahl ab:

„Er müsse erlauben, daß sie ihre Zimmer wieder bewohne; er dürfe Niemand von diesen Vorgängen erzählen; er entsage allen seinen ehlichen Rechten und dürfe ihr nie mehr beiwohnen; sie könne Reisen machen, wann und wohin ihr gut dünke; er müsse sie in seinem Wagen bei Herrn von Gersdorff, sächsischem Gesandten, abholen und in sein Hotel führen."

Als Friedenspräliminarie verlangte sie, ihr Gemahl solle sie in Gegenwart des Herrn und der Frau von Gersdorff um Verzeihung bitten, daß er es gewagt habe, sie bei dem Churfürsten zu überraschen; doch stand sie auf das Zureden des Herrn von Beichling von dieser anmaßenden Forderung ab. Dagegen fügte dieser Minister folgenden Artikel hinzu: „Herr von Esterle müsse die Kinder, die seine Frau Gemahlin vielleicht gebäre, als die seinigen anerkennen, und sowohl Söhne als Töchter dürfen den Namen und die Wappen des Hauses Esterle führen." Dieser Vertrag wurde von beiden Parteien unterzeichnet und alle Punkte genau eingehalten. Der Churfürst erzählte die ganze Geschichte dem König, der sich darüber sehr lustig machte, und von dem Tage an galt Frau von Esterle für die erklärte Maitresse des Churfürsten.

Dieser Fürst, der römische König, Fräulein von Palfi und Frau von Esterle brachten öfters die Abende beisammen zu. Bei einer dieser Partien gab der König dem Churfürsten das schriftliche Verspre-

chen, daß, wenn der Himmel ihm Töchter schenke, die Aelteste die Gemahlin des Churprinzen von Sachsen werden müsse. Dieser Handschrift hatte es der Prinz zu danken, daß er wirklich die älteste Erzherzogin von Josephs Seite erhielt, und seinem Mitbewerber, dem Churfürsten von Baiern, vorgezogen wurde.

Als die neuen Liebeshändel des Churfürsten in Dresden bekannt wurden, beschloß Frau von Königsmark sogleich, den Platz zu räumen. Sie sann von Stund an auf ihren Rückzug, aber derselbe sollte ruhmvoll seyn, wie man ihn von einer Dame von ihrer Klugheit und ihren Vorzügen erwarten konnte. Man glaubte Anfangs, sie werde sich in ihr Kapitel zurückziehen oder wieder nach Schweden gehen. Allein man täuschte sich: sie blieb am Hofe und sah den Churfürsten mit ihrer neuen Nebenbuhlerin ankommen. Sie machte dem Liebhaber keine Vorwürfe und begegnete der Maitresse auf's Höflichste. Dadurch erhielt sie sich in ihrem Ansehen bei den Hofleuten, die sie Alle beklagten und ihren Sturz ungern sahen. Was vielleicht niemals einer Maitresse widerfahren ist, es blieben ihr viele Freunde im Unglück, und kein einziger Feind stand gegen sie auf.

Frau von Esterle dagegen wußte sich weder die Freundschaft noch die Achtung ihrer Umgebung zu erwerben. Sie war hochmüthig, rachsüchtig, falsch sowohl in der Freundschaft als in der Liebe; sie stellte bei Allem ihr eigenes Interesse voran und hatte Lieb-

haber, die sie ohne Bedenken aufopferte, sobald sie ihren Vortheil dabei sah; zudem war sie äußerst verschwenderisch; sie allein hat den Churfürsten mehr Geld gekostet, als seine bisherigen Maitressen zusammen.

Die Churfürstin sah ihre Ankunft ohne Murren, und als Frau von Brandenstein ihr sagte, ihr Gemahl wünsche, daß sie einen Besuch von Frau von Esterle annehme, antwortete sie, der Churfürst sei Gebieter und könne bringen, wen er wolle. Aber so klüglich diese Fürstin auch ihren Kummer verbarg, so beschloß sie doch, von nun an keinen nähern Umgang mehr mit ihrem Gemahl zu pflegen. Dieß hat sie sehr gewissenhaft beobachtet, und so oft der Churfürst seine ehelichen Pflichten gegen sie entrichten wollte, so wußte sie jedesmal eine Ausflucht.

Die Churfürstin Mutter weigerte sich durchaus, die Gräfin von Esterle zu empfangen, und zwar weigerte sie sich auf eine Art, die weder für diese Dame, noch für den Churfürsten sehr verbindlich war. Sie brachte jetzt ihren längst gefaßten Entschluß in Ausführung, sich nach Lichtenberg zurückzuziehen. Sie nahm den Prinzen, ihren Enkel und nachmaligen Nachfolger seines Vaters mit sich, und sorgte mit aller Zärtlichkeit für seine Erziehung.

Die Liebe übte keine so große Gewalt über das Herz des Churfürsten, daß er die Sorge für seinen Ruhm darüber vergessen hätte. Nach dem Tode Jo-

hann Sobieski's, Königs von Polen, streckte der Churfürst die Hand nach dieser Krone aus. Er hatte gewaltige Mitbewerber, allein er stand in Beziehung auf Verdienste Keinem nach und übertraf sie alle an Reichthum und Macht. Er hatte bedeutende Anhänger in Polen, unter Andern den Castellan von Culm, Brebendofsky, Tochtermann des Grafen von Flemming, Feldmarschalls in Churbrandenburgischen und später in Chursächsischen Diensten. Zu diesem Woywoden schickte er den Baron von Flemming, Geschwisterkind seiner Frau.

Während Flemming auf dieser Botschaft begriffen war, schwur der Churfürst heimlich in die Hände des Prinzen von Sachsen-Zeitz, Bischofs von Javarin, den protestantischen Glauben ab.

Jedermann weiß, wie es bei der Königswahl in Polen zuging, daß der Cardinal Radziovski, Primas des Reichs, den Prinzen Conti wählte, dagegen der Bischof von Cujavie sich für den Churfürsten von Sachsen, Friedrich August erklärte, der zuletzt auch den Sieg über seinen Nebenbuhler davontrug.

Sobald dieser Fürst sein Ernennungsdiplom erhalten hatte, reiste er nach Krakau und ließ sich dort mit königlicher Pracht krönen. Die Gräfin Esterle begleitete ihn auf dieser Reise. Die Salbung ihres Liebhabers war eine Art Triumph für sie. Sie sah die Ceremonie von einer für sie bestimmten Tribüne aus,

auf der sie strahlend von Edelsteinen erschien. Man bemerkte, daß der König, als er vor den Altar trat, seine Augen auf seine Maitresse richtete, gleich als wollte er sagen, daß er ihr seinen Weihrauch und sein Herz darbringe. Das im Allgemeinen sehr bigotte polnische Volk wurde dadurch nicht sehr erbaut und bekam eine schlechte Meinung von der Rechtgläubigkeit seines neuen Königs.

Nach der Krönung ging dieser mit seiner Maitresse nach Warschau, um die Huldigung der Woywodschaften entgegenzunehmen. Der Adel gab sich alle Mühe, ihm zu gefallen, und überhäufte sogar seine Maitresse mit Ehrenbezeugungen, was den Hochmuth der Frau von Esterle bis zum Unerträglichen steigerte.

Zu den wenigen Günstlingen dieser Dame gehörte der Baron von Flemming, ein Edelmann, der mit aller Gewalt sein Glück machen wollte und, obschon ihn der König mit Hintansetzung verdienterer und älterer Offiziere zum Feldmarschall ernannt hatte, dennoch nicht zufrieden war. Seine Verwandte, Frau von Brebentau, rieth ihm, sich an die Gräfin Esterle zu wenden, und wo möglich ihre Zärtlichkeit zu gewinnen zu suchen. Herr von Flemming wendete zwar ein, es wäre ein schändlicher Undank und Treulosigkeit gegen seinen König und Wohlthäter, wenn er ihm das Herz seiner Geliebten abwendig machen wollte; allein sie antwortete, daß er es mit

dieser ängstlichen Gewissenhaftigkeit nie sehr weit bringen werde, und daß sie darin kein so großes Unrecht erblicken könne, wenn er mit seinem Könige die Gunst einer Maitresse theile, für die dieser mehr Liebe als Achtung habe, die er vielleicht nicht mehr lange liebe und dann mit Gleichgiltigkeit in den Armen eines Andern sehen werde. Herr von Flemming, von Natur nicht eben der Gewissenhafteste, ließ sich überreden und richtete seine Huldigungen an die Gräfin, die ihn nicht lange schmachten ließ. Sie beschloß, sein Glück zu machen. Auf ihre Empfehlung hin machte ihn der König zum Generallieutenant, Kabinetsminister und Oberststallmeister. Seine Majestät gewöhnte sich so sehr an diesen geschmeidigen und gefälligen Hofmann, daß er ihr unentbehrlich wurde.

Herr von Flemming seinerseits ging mit solcher Umsicht zu Werke, daß der König unmöglich in ihm seinen Nebenbuhler vermuthen konnte; und höchst wahrscheinlich hätte sich Frau von Esterle, wenn sie vorsichtiger gewesen wäre, in der Gunst des Königs behauptet, der das hochfahrende und aufbrausende Wesen dieser Dame an seinen Maitressen liebte und Frauen von solchem Charakter immer andern von bescheidenerer Sinnesart vorzog. Allein sie betrachtete die Gunst des Königs als ein Erbgut, dessen Besitz sie sich auf immer gesichert, und nahm sich so wenig in Acht, daß der Monarch ihre Untreue erfahren mußte. Da er sie jedoch zu sehr liebte, um sich schnell von ihr zu trennen,

so stellte er sich, als ob er Nichts wüßte, bis er sie endlich in den Armen des Prinzen Wisnowiski überraschte. Jetzt kannte seine Erbitterung keine Grenze mehr; doch machte er der Treulosen keine Vorwürfe, sondern ließ ihr nur durch Herrn von Vitzthum sagen, daß sie in zwei Stunden den Palast und in vierundzwanzig Warschau und das Königreich zu verlassen habe.

Sie gehorchte. Kaum war sie abgereist, als ihre zahlreichen Feinde dem Könige zuflüsterten, er hätte einen Theil der Juwelen, die er ihr geschenkt, zurückverlangen sollen, indem dieß eine weit empfindlichere Strafe für sie wäre, als seine Ungnade. Der König, dessen erster Zorn noch nicht verraucht war, ließ sie verfolgen. Zwei Tagreisen von Warschau wurde sie eingeholt. Ein königlicher Gardeoffizier forderte ihr im Namen Seiner Majestät ihr Diamantenkästchen ab. Sie übergab es ihm, sagte aber, sie wolle das Kästchen versiegeln und den Schlüssel dazu dem Briefe beilegen, den sie an den König schreiben wolle, damit, im Fall einige der verlangten Diamanten fehlen sollten, auf ihn, den Ueberbringer, kein Verdacht fallen könne. Der Offizier, der das wahre Kästchen zu haben glaubte, weil er das bezeichnete hatte, und in dessen Instruktionen es nicht stand, daß er es öffnen solle, war damit zufrieden; die Gräfin versiegelte Kästchen und Schlüssel, übergab ihrem Verfolger Beides und setzte ihre Reise

in größter Eile fort. Sie war in Breslau, als der Offizier nach Warschau zurückkam. Er übergab dem König das Kästchen; dieser öffnete es und fand Nichts als Flitterkram darin. Frau von Esterle hatte diesen Fall vorausgesehen und ihre Juwelen einem italienischen Musiker anvertraut, der seinen Weg über Danzig nahm, während sie sich gegen Schlesien wendete. Der König konnte nicht umhin, über diese Betrügerei zu lachen, ohne deßhalb seine Ungetreue mehr zu hassen.

Er war jetzt einige Zeit lang ohne erklärte Maitresse; da aber Müßiggang nicht seine Sache war, so hatte er mehrere vorübergehende Liebeshändel, die eigentlich bloße Irrlichter waren, an denen er aber ein solches Gefallen fand, daß er sich versucht fühlte, sich künftig darauf zu beschränken. Die Erste, der er das Schnupftuch zuwarf, war eine Türkin, die bei der Erstürmung von Buda durch die Kaiserlichen in Gefangenschaft gerathen war. Sie zählte damals erst fünf oder sechs Jahre und verlor außer der Freiheit zugleich Vater und Mutter, von denen man nie Etwas hat erfahren können. Herr von Schöning *), Generallieutenant in Chursächsischen Diensten, dem sie als Beute zufiel, führte sie nach Berlin und ließ sie taufen, ohne jedoch ihren Namen: Fatime zu verändern. Fräulein von Flemming, die eine große Zuneigung

*) Er starb als Sächsischer Feldmarschall.

zu der jungen Fatime hatte, erhielt sie auf ihre Bitte von Herrn von Schöning zum Geschenk. Als sie sich an den Woywoden Brebentau verheirathete, folgte ihr Fatime nach Polen. Da sie ebenso geistreich als schön war, behandelte Frau von Brebentau sie als Ihresgleichen und führte sie in alle Gesellschaften ein. In ihrem Hause sah der König Fatime zum ersten Mal. Obschon er sie schon zur Blüthezeit der Frau von Esterle schön gefunden, so hatte ihn doch damals seine Neigung zu dieser Maitresse gegen alle andere Frauen gleichgiltig gemacht, so daß er mit Fatimen kaum ein Wort sprach. Als aber die Gräfin Esterle aus seinem Herzen verbannt war, unterhielt er sich eines Tags längere Zeit mit Fatimen und wurde von ihrem Geiste so bezaubert, daß er sich von Stund an in sie verliebte. Er brachte jetzt alle Abende bei Frau von Brebentau zu. Der ganze Hof war dort, und die schönsten Damen beeiferten sich in die Wette, ihm zu gefallen. Allein er hatte blos für Fatime Augen; er war nicht vergnügt, außer wenn er diesem schönen Mädchen etwas Galantes sagen konnte, das nur sie hörte. Fatime antwortete geistreich und bescheiden. Mehrere Wochen lang suchte sie den Einfluß der Liebe zu bekämpfen: aber welche Sklavin vermöchte den Angriffen eines liebenswürdigen, großmüthigen und prachtliebenden Königs in die Länge zu widerstehen? Der Fürst gab ihr so kräftige Versicherungen seiner Zärtlichkeit und so verführerische Ver-

sprechungen, daß die junge, unschuldige Fatime sich überwinden ließ.

Man weiß nicht, wie sie der Wachsamkeit der Frau von Brebentau entging, aber daß sie ihr entging, zeigte sich bald an Fatimens veränderter Taille. Frau von Brebentau war gegen das arme Mädchen so aufgebracht, daß sie sie aus dem Hause jagen wollte; allein der König, der dieß erfuhr, bat sie, sie bei sich zu behalten, indem sie ihm theurer sei, als sein Leben. Frau von Brebentau ergriff mit Begierde diese Gelegenheit, den Monarchen zu verbinden, und behielt Fatimen, die nach einigen Monaten von einem ausgezeichnet schönen Knaben entbunden wurde, den der König als seinen Sohn anerkannte und unter dem Namen eines Grafen Rotofski als solchen erziehen ließ.

Der König, der nie lange in Mädchen verliebt war, indem verheirathete Frauen mit einiger Anlage zur Intrike weit mehr Reiz für ihn hatten, wurde der sanften und bescheidenen Fatime bald überdrüssig. Weil er sie jedoch sehr hochschätzte, sorgte er für ihr Unterkommen und verheirathete sie an einen gewissen Spiegel, Oberstlieutenant in seinen Diensten. Fatime gab diesem Offizier ihre Hand und hat mit ihm so gut gelebt, daß selbst die Schelsucht es nicht wagen durfte, ihrer Ehre zu nahe zu treten.

Friedrich August entsagte damit, daß er Fatimen verließ, der Liebe noch lange nicht. Eine an-

dere Schönheit von höherem Range bemächtigte sich seines Herzens. Dieß war die Fürstin Lubomirski, Gemahlin des Großkämmerers der Krone und Nichte des Cardinals Radziovski, Primas des Reichs. Viele glaubten, der König habe die Neigung dieser Dame nur deßwegen zu gewinnen gesucht, um durch sie einen Einfluß auf ihren Oheim zu erhalten, der ihm noch immer entgegenarbeitete. Aber wenn es auch Politik war, was ihn Anfangs zu ihr führte, so ist doch gewiß, daß die Vorzüge der Fürstin ihm bald wirkliche und aufrichtige Liebe einflößten.

Er griff das Herz der Frau von Lubomirski nach allen Regeln der Galanterie an. Sie vertheidigte sich heldenmüthig und schien weder auf Seufzer, noch auf zärtliche Blicke zu achten. Wenn der König mit ihr sprach, antwortete sie ehrerbietig, allein wie eine freie Reichsfürstin; was seine Neigung nur um so mehr entflammte. Die Fürstin liebte rauschende und kostbare Vergnügungen; deßhalb wurde nichts gespart und französische Schauspieler und Musiker aus Dresden bestellt. Theater, Bälle, Carusselle, Jagdpartien, Spazierfahrten auf der Weichsel, Lotterien und was sonst großen Lärmen in die Welt macht, waren an der Tagesordnung. Nie war Warschau glänzender gewesen.

Eines Tags, als der König bei einem Wettrennen die ersten Preise erhalten hatte, ließ er sich Pferde bringen, die er vor Kurzem aus der Türkei bekommen. Ob-

schon sie noch nicht dressirt waren, wollte er sie doch reiten, und ließ sie unter die ersten Herrn seines Hofes vertheilen. Der König und Herr von Vitzthum bestiegen die wildesten; diese Pferde wollten gegen einander springen, allein der König riß das seinige schnell zurück und drückte es mit solcher Gewalt an einen Pfeiler im Reithause, daß er durch den Stoß aus dem Sattel gehoben wurde. Man eilte ihm zu Hülfe, in der Meinung, er sei gefährlich verletzt. Besonders ängstlich war Frau von Lubomirski, die ihre innige Theilnahme an seinem Unfall nicht verhehlen konnte. Sie näherte sich ihm, und als sie einige Blutstropfen bemerkte, sank sie ohnmächtig in die Arme der Gräfin Tobianski, ihrer Verwandten. Als der König wieder zu sich kam und den Kopf aufrichtete, war das Erste, was ihm in die Augen fiel, Frau von Lubomirski. Der Zustand, in dem er sie erblickte, gab ihm neue Kräfte; er raffte sich auf und eilte ihr zu Hülfe. Er kam eben zu ihr, als sie die Augen öffnete und mit schmachtender Stimme ihre Verwandte fragte, ob der König todt sei. In diesem Augenblick bemerkte sie den Fürsten, der sie auf eine Art anblickte, worin seine ganze Empfindung gegen sie ausgedrückt war. Sie war darüber so erfreut, daß sie ihre Unpäßlichkeit und alle Rücksichten, die sie ihrem anwesenden Gemahl schuldig war, vergaß und ausrief: „Ach, Sire! Sie leben, ich sehe Sie wieder; Gott schenkt Sie meinen Thränen wieder!“ — „Ja, Madame,“

antwortete der König, „aber ich bitte Sie, zu glauben, daß die Beweise, die ich von Ihrem Mitleid erhalten habe, mir weit theurer sind, als mein Leben.“ Die Gegenwart des Großkämmerers hinderte ihn, mehr zu sagen.

Nach Beendigung des Wettrennens ging Frau von Lubomirski zur Fürstin Sobieski, die an diesem Abend dem König einen Ball gab. Sein Geist war mit den Begebenheiten des Tags beschäftigt. Er erschien prachtvoll gekleidet und wie ein Mann, der sich einen solchen Unfall nicht ansehen läßt; er war sogar heiterer, als gewöhnlich, und die Freude, die auf seinem Gesichte strahlte, gab ihm einen neuen Reiz. Alles war überrascht, als er eintrat, und die ganze Gesellschaft bekomplimentirte ihn über sein Abenteuer, nur Frau von Lubomirski nicht. Nachdem er die Damen begrüßt und sich einige Augenblicke mit der Fürstin Sobieski unterhalten, ging der König zu Frau von Lubomirski und sagte ganz leise zu ihr: „Madame, ich halte diesen Tag für den schönsten meines Lebens.“ — „Ich glaube in der That,“ antwortete die Fürstin, die ihm keine Zeit lassen wollte, sich zu erklären, „ich glaube in der That, daß Eure Majestät ihn unter ihre glücklichsten Tage zählen kann, weil sie einer großen Gefahr entgangen ist.“ — „Diese Gefahr, Madame,“ erwiederte der König, „ist Nichts im Vergleich zu dem Vortheil, den sie mir verschafft hat. Sie ruft mir den Zustand in's Gedächtniß zurück,

in dem ich Sie gesehen habe. Aber, Madame, was damals mein Glück machte, sollte es jetzt aufgehört haben, und könnten Sie bereuen, mir Beweise Ihrer Güte gegeben zu haben?" — „Um Gottes willen, Sire," entgegnete Frau von Lubomirski, „begnügen Sie sich mit dem, was Sie gesehen haben und verlangen Sie nicht das Geständniß einer Sache, die Ihnen nur zu gut bekannt ist, und die ich umsonst vor Ihnen zu verbergen suchen würde. Bedenken Sie, daß mein Gemahl hier ist, und daß ich in seiner Gegenwart Ihnen meine Gefühle nicht erklären kann." Der König konnte seine Freude über diese Antwort kaum mäßigen, um jedoch seine Geliebte nicht auszusetzen, gehorchte er gerne und zog sich zurück.

Er eröffnete den Ball mit der Fürstin Sobieski. Nach dem Tanze befand er sich unwohl, so daß er hinweggeführt werden mußte. Im Palaste angekommen, ließ er zur Ader und fühlte Erleichterung. Die Aerzte schrieben diesen Anfall seinem Sturze zu und der Weigerung, unmittelbar nach demselben zur Ader zu lassen, wie sie es gewünscht, was Er aber aus Furcht, seine Geliebte auf dem Ball nicht zu sehen, zurückgewiesen hatte. Seine Krankheit war unbedeutend. Was nicht wenig zu seiner Genesung beitrug, war ein Billet, das ihm sein erster Arzt von Frau von Lubomirski überbrachte. Es lautete folgendermaßen:

„In welche Unruhe hat mich Eure Majestät an Einem Tage versetzt! Ja, Sire, ich habe die grausam-

ste Nacht meines Lebens zugebracht, und die Gefahr, in der ich Sie glaubte, hat mich beinahe in's Grab gestürzt. So eben erfahre ich, daß Sie besser sind. Möchten Sie bald Zeuge der Freude seyn können, die mir diese Nachricht gemacht hat! Indeß zittre ich noch immer. Ach! wenn ich meinen König verliere .... meinen Geliebten .... Was bleibt mir dann noch auf dieser Welt?"

Der König las das Billet zwanzigmal und zeigte es auch Herrn von Vitzthum, der um diese Zeit dem Kanzler Beichling den Rang abzulaufen begann. Dieser Günstling konnte ihm nicht genug Glück wünschen. „Sie will," rief der König, „daß ich Zeuge der Freude sei, die meine Wiedergenesung ihr bereitet! Gut, lieber Vitzthum, ich muß zu ihr gehen und sie zur Zeugin der Freude machen, die ihre Güte mir bereitet. Eine solche Dame ist wohl werth, daß ich ihr zu lieb meine Gesundheit in die Schanze schlage." — „Frau von Lubomirski verdient Alles," antwortete Herr von Vitzthum, „allein ich bin überzeugt, daß Eure Majestät sie beleidigen würde, wenn sie sich um ihretwillen aussetzte. Lassen Sie mich machen, Sire; ich hoffe, sie zu einem Besuche bei Ihnen zu vermögen; dieß wird für Sie Beide besser seyn." — „Ach, lieber Vitzthum," rief der König, „wenn du mir dieses Glück verschaffst, so kannst du Alles von meiner Erkenntlichkeit erwarten." Herr von Vitzthum dankte dem König für seine Güte und bat ihn, der Frau von

Lubomirski zu antworten, und den Brief ihm zu übergeben. Der König schrieb wie folgt:

„Verzeihen Sie, theure Fürstin, die Besorgnisse, die ich Ihnen bereitet habe. Doch nein, es würde mir leid thun, wenn es nicht so wäre: ich würde dann Ihre Güte gegen mich noch nicht kennen. Sie sollten mich zu Ihren Füßen sehen, um Ihnen zu danken, wenn nicht meine Aerzte und Vitzthum selbst mich gefangen hielten. Ich fühle jedoch, daß ich nicht leben kann, ohne Sie zu sehen. Sie mögen thun, was sie wollen, ich werde ihre Wachsamkeit hintergehen, um mich zu Ihnen zu begeben. Wenn es mich auch das Leben kostet, so verliere ich es doch wenigstens für das Schönste, was diese Erde aufzuweisen hat."

Herr von Vitzthum traf große Gesellschaft bei Frau von Lubomirski, doch konnte er ihr sogleich zu wissen thun, daß er mit ihr zu sprechen habe. Sie ging in ein Nebenzimmer, wohin er ihr folgte. Er übergab ihr das Billet und sagte, der König sterbe, wenn sie ihn nicht besuche. „Aber was soll ich denn thun?" fragte sie. „Ich kann nicht zum Könige gehen, ohne mich der Rache meines Gemahls und dem Spotte des ganzen Hofs auszusetzen." — „Für dieß Alles kann gesorgt werden, Madame," antwortete Herr von Vitzthum; „wenn Sie nur thun wollen, was ich zu Ihnen sage, so wird außer dem König, Ihnen und mir Niemand Etwas von diesem Besuche erfahren."

— „Gut, so sprechen Sie, was soll ich thun?" fragte die Fürstin. — „Ziehen Sie sich unter dem Vorwand einer Bußübung in ein Kloster zurück," antwortete Herr von Vitzthum; „sind wir ja in der ersten Woche der Fastenzeit, wo solche Zurückgezogenheit an der Tagesordnung ist. Im Kloster angekommen, bleiben Sie dort den ganzen Tag bis Abends zehn Uhr; um zehn Uhr hole ich Sie in einem Wagen ab; Sie steigen vor meiner Wohnung aus, und ich führe Sie auf einer geheimen Treppe, die nur ich kenne, in's Zimmer des Königs." Die Fürstin fand diesen Plan sehr gut ausgedacht und versprach, ihn am folgenden Tag in Ausführung zu bringen. Sie verließ Herrn von Vitzthum und ging zur Gesellschaft zurück. Ihr Gemahl, der ihre Abwesenheit bemerkt hatte, fragte sie, wo sie gewesen sei. Sie sagte ihm ohne Umstände, daß sie sich mit Herrn von Vitzthum über einige Angelegenheiten besprochen habe, welche der König sie bitte dem Cardinal-Primas mitzutheilen. Der Fürst glaubte, es sei wirklich von nichts Anderem die Rede gewesen. Sie lenkte hierauf das Gespräch auf die Andachtsübungen der Fastenzeit. „Was mich anbelangt," sagte sie, „so werde ich nicht fasten, weil es meiner Gesundheit nicht zuträglich ist; doch will ich mir die Buße auflegen, daß ich seltener Gesellschaft sehe. Zu diesem Behuf werde ich vier Tage wöchentlich zurückgezogen in einem Kloster leben." Jedermann bewunderte diesen heiligen Eifer, und

Herr von Lubomirski war der Erste, der den Entschluß seiner Gemahlin billigte.

Am andern Tag zog sich die Fürstin wirklich in ein Kloster zurück, und Abends zehn Uhr wurde Herrn von Vitzthums Plan in's Werk gesetzt. Sie kam glücklich in's Zimmer des Königs, der sie mit unbeschreiblicher Ungeduld erwartete. Als Herr von Vitzthum sich zurückgezogen, setzte sich Frau von Lubomirski auf das Bett des Königs. Sie war im Negligé, aber liebenswürdiger als je. Die beiden Liebenden sprachen eine Zeit lang kein Wort. Die Fürstin sah den König mit schmachtenden Augen an, in denen ihre ganze Zärtlichkeit ausgedrückt war. Der König war so entzückt, daß er, nachdem er ihr für ihre Güte gedankt, eine Viertelstunde lang ihre Hände küßte und unaufhörlich zu ihr sagte: er sei der glücklichste aller Menschen und halte sich für den größten König der Erde, weil sie ihn liebe. „Ich schätze mich nicht weniger glücklich," antwortete sie, „das Herz eines so großen Königs und so vollendeten Mannes zu besitzen. Lieben wir uns daher ewig, theurer Fürst; werden Sie mir nicht untreu, und mich möge der Himmel strafen, wenn ich jemals einen Andern liebe als Sie!" Sie beschränkten sich dießmal auf zärtliche Herzensergießungen: nicht als ob der König nicht mehr verlangt hätte; allein Frau von Lubomirski wollte die Gesundheit Seiner Majestät nicht auf's Spiel setzen, die ihr so theuer war. Der König nahm ihr das

Versprechen ab, daß sie ihn am nächsten Tag auf dieselbe Art wieder besuchen wolle. Es war gegen vier Uhr Morgens, als sie in's Kloster zurückkehrte; ihrem Charakter als Bußübende getreu, wohnte sie noch dem Frühgottesdienste und der Messe bei, und genoß dann die Ruhe, deren sie bedurfte.

Am zweiten und dritten Tag ging sie wieder in den Palast, und als der König wieder ausgehen konnte, besuchte er sie in ihrem Kloster. So brachten unsre Liebenden die Fastenzeit sehr angenehm zu. Anders ging es nach den Osterfeiertagen. Die unaufhörlichen Besuche des Königs bei Frau von Lubomirski machten ihren Gemahl argwöhnisch; er stellte sie zur Rede und erhielt stolze Antworten. In seinem Unwillen entfuhren dem Fürsten Aeußerungen, die den König beleidigten. Man verbot ihm den Hof. Er beschloß, sich auf seine Güter zurückzuziehen, und wollte seine Frau mitnehmen. Sie weigerte sich, ihm zu folgen. Er ließ sie vor die Nunciatur fordern und verlangte Aufhebung seiner Ehe. Da sie damit zufrieden war, wirkte ihnen der König bei dem Papste Scheidung aus, so daß beide Partien sich wieder verheirathen konnten.

Jetzt, da alle Hindernisse für unsre Liebenden beseitigt waren, reiste der König nach Sachsen. Frau von Lubomirski folgte ihm in Begleitung ihrer Schwestern, von denen die Eine an einen polnischen Edelmann, Herrn von Wopofski, verheirathet war.

Die andere war noch ledig, verheirathete sich aber bald darauf an einen Gardeoffizier, Herrn von Glasnap, einen Mann von Geburt und Verdienst, aber ohne Vermögen, welches letztere er durch diese Verbindung zu bekommen hoffte. Er täuschte sich und sah sich, wie auch Herr von Vopofski, am Ende genöthigt, seine Ehe aufheben zu lassen; nachher heirathete er eine andere Frau.

Der König wollte seiner Geliebten seine ganze Herrlichkeit zeigen und führte sie in die Hauptstädte Sachsens. In Wittenberg angekommen verließ er sie, um die Königin zu besuchen, die seit einiger Zeit das Schloß Pretsch bewohnte, zwei oder drei Meilen von dieser Stadt. Obschon die Trennung nur zwei Tage dauern sollte, so war sie doch sehr zärtlich. Frau von Lubomirski seufzte und weinte. „Wie!" sagte sie, „Sie verlassen mich, ich werde Sie zwei Tage nicht sehen; und Sie werden diese Zeit bei der Königin zubringen, die ich bei aller gebührenden Ehrfurcht gegen sie doch als Feindin ansehen muß, indem sie mich nur hassen kann, da ich ihr das edelste Herz der Erde entrissen habe. Ach! wenn sie es mir wieder entriße, was sollte aus mir werden? Dieser Gedanke versetzt mich in die tödtlichste Unruhe. Denken Sie sich, theurer Fürst, in welchem Zustande ich wäre, wenn Sie mich verließen. Nicht als ob ich Sie nicht lieber zu der Königin zurückkehren, als in den Armen einer Nebenbuhlerin sähe: aber, auf welche Art ich Sie verlieren mag,

so fühle ich, daß nur der Tod mich trösten könnte." Innig gerührt umarmte der König seine Geliebte und bat sie, sich nicht wegen eines Falls zu beunruhigen, der nie eintreffen werde. „Wie könnte ich Ihnen untreu werden?" rief er aus. „Wo würde ich eine so vollkommene Frau finden, wie Sie, eine Frau, die lieben könnte, wie Sie lieben? Nein, meine Theuerste, Sie haben Nichts zu fürchten. Ihre Vorzüge müssen Ihnen für meine Treue bürgen. Diese Versicherung beruhigte Frau von Lubomirski ein wenig; doch verlangte sie, der König solle seine Reise noch um drei Tage aufschieben. Der Fürst, der ihr Nichts abschlagen konnte, willigte ein, und diese Zwischenzeit wurde mit Spielen, Bällen und Festgelagen zugebracht, in denen sich die Gewandtheit und Prachtliebe des Königs im glänzendsten Lichte zeigte.

Bei einem dieser Feste überreichte der König seiner Geliebten ein rothes Kästchen, in dem sich alle Arten von Juwelen befanden, nebst einem kaiserlichen Diplom, das sie unter dem Namen Teschen zur Reichsfürstin ernannte. „Wie viel bin ich nicht Ihnen schuldig, Sire," sagte sie, „und wie kann ich meine Erkenntlichkeit beweisen?" — „Wenn Sie mich immer lieben, wie jetzt," antwortete der König. „Der Rang, den Ihnen der Kaiser verleiht, steht noch weit unter Ihren Verdiensten. Sie haben mir nicht dafür zu danken. Wollte Gott, ich könnte Ihnen eine Krone verschaffen! mit welchem Vergnügen würde ich sie

auf Ihrem Haupte sehen!" Sie sagten sich noch eine Menge schöner Sachen und verließen sich dann, um unter vier Augen wieder zusammenzukommen. Die Nacht hätte ihnen zu lang geschienen, wenn sie sie nicht beisammen zugebracht hätten.

Am andern Tag reiste der König nach Pretsch, wo die Königin ihn mit aller Ehrfurcht empfing. Allein das Herz dieser Dame war durch die lange Reihe der Treulosigkeiten ihres Gemahls zu tief gekränkt, als daß sie ihm ein Zeichen von Zärtlichkeit hätte geben können; sie behielt fortwährend die frostige Gleichgiltigkeit bei, die sie sich angewöhnt hatte, obschon der König sie mit aller Herzlichkeit eines Gemahls behandelte, der ihre Tugenden und ihre Verdienste verehrte.

Der König blieb nur Eine Nacht in Pretsch; am andern Morgen brach er wieder auf zu seiner Geliebten, der er halbwegs in einem Walde zwischen Wittenberg und Pretsch begegnete. Sie erschien als Amazone in einem gelben Leibchen und blauen silbergestickten Kleide; auf ihrem Hute hatte sie einen blauen und weißen Federbusch — die sächsischen Farben. Dieser Anzug hob ihre schlanke Gestalt auf's Vortheilhafteste hervor. Der König fuhr ihr, sobald er sie erblickte, in gestrecktem Gallop entgegen und stieg, als er sie erreicht hatte, aus dem Wagen. Sie wollte ebenfalls absteigen, allein der König gab es nicht zu und küßte ihr die Hand. Sie sagte ihm tausend Schmeicheleien über seine Rückkehr, und wie sehr sie gefürchtet habe,

er möchte sie der Königin aufopfern. Der König ließ sich ein Pferd bringen, bestieg es und schlug seiner Geliebten eine Jagdpartie vor. Da er diese schon den Tag zuvor angeordnet hatte, so waren alle Vorbereitungen getroffen. Aus Furcht, der neuen Jägerin möchte ein Unglück zustoßen, blieb der König ihr beständig zur Seite und verließ sie keinen Augenblick. Nachdem er ihr das Vergnügen verschafft, den Hirsch, der verfolgt wurde, an sich vorbeispringen zu sehen, entfernte er sich mit ihr in den dichtesten Theil des Waldes, um ihr einige Erfrischungen anzubieten. Die Herrn und Damen, die sie weggehen sahen, ließen sie ungestört in ihrer behaglichen Einsamkeit. Die Folgezeit hat gelehrt, daß sie dem König und seiner Geliebten einen Gefallen damit erwiesen. Denn von diesem Tage an hatte sie Herzweh und Erbrechen, woraus man schloß, daß sie ihre Zeit nicht müßig vertändelt hatten. Sie wurde zur rechten Zeit von einem Knaben entbunden, der den Titel: Prinz von Teschen erhielt und große Aehnlichkeit mit dem Liebhaber seiner Mutter hatte.

Den Tag nach der Jagdpartie begaben sich der König und seine Geliebte nach Leipzig, wohin damals die Messe eine Menge Personen vom höchsten Rang gelockt hatte. Die Königin stellte sich ebenfalls ein und half ihrem Gemahl, die Königin von Preußen zu empfangen, die Ihren Majestäten einen Besuch abstattete. Frau von Teschen begrüßte die beiden Königinnen auf der Redoute; der König stellte sie selbst diesen

Fürstinnen vor, von denen sie sehr verschieden empfangen wurde. Die Königin von Polen empfing sie mit vieler Kälte und fragte sie, wie lange sie schon in Sachsen sei. „Ich bin mit dem Könige gekommen, Madame," antwortete die Favoritin, „und gedenke bald mit ihm wieder zurückzureisen." Diese Antwort kränkte die Königin so tief, daß ihr Thränen in die Augen traten. Sie schützte eine Unpäßlichkeit vor und zog sich zurück.

Die Königin von Preußen dagegen überhäufte Frau von Teschen mit Freundschaftsbezeugungen; da sie sich aber gerne auf fremde Kosten lustig machte, so lud sie den König zu einem Abendbrod in kleiner, ausgesuchter Gesellschaft ein, unter dem Vorwand, daß der Lärm eines großen Hofs ihr widerwärtig sei. „Ich will jedoch," sagte sie, „wenn Sie es erlauben, diese Gesellschaft selbst auswählen, und Ihre Geliebte wird nicht dabei seyn. Ich will Sie Einmal ohne dieselbe sehen und ganz besitzen. Ich weiß wohl, daß Sie immer an sie denken werden; aber gleichviel; ich werde solche Personen wählen, die Sie schon beschäftigen sollen; und ich sehe noch lieber, daß Sie an Ihre Geliebte denken, als daß Sie unaufhörlich mit ihr sprechen." Der König sagte, er werde Alles thun, was sie wünsche, und überlasse ihr vollkommen die Wahl der Personen, die ihr die angenehmsten seien.

Sie ließ die Frauen von Königsmark, von Haugwitz und von Esterle, die drei in Ungnade

gefallenen Maitressen des Königs, einladen, die Zufall und Geschäfte zu gleicher Zeit nach Leipzig geführt hatten. Die Königin von Preußen hatte in ihrem Gefolge die Prinzessinnen von Hohenzollern, Mutter und Tochter, und die Prinzessin Henriette von Anhalt-Dessau. Die junge Prinzessin von Hohenzollern war ein Wunder von Schönheit; allein ihre zarte Jugend, ihr kindlich unschuldiges Aussehen war nicht nach Friedrich Augusts Geschmack. Die Prinzessin von Dessau war zwar keine so regelmäßige Schönheit, aber im höchsten Grad einnehmend; ihre Taille, ihr Gesicht, ihre Manieren und besonders ihr Geist waren bezaubernd; auch gab ihr der König sogleich den Vorzug vor der Prinzessin von Hohenzollern, deren Mutter so ärgerlich darüber war, daß ihre Tochter nicht, wie sie sich geschmeichelt hatte, die Eroberung des Königs machen solle, daß sie den ganzen Abend mit dem guten Kinde zankte, das beständig die Augen voll Thränen hatte.

Frau von Esterle, welcher der König ihren Verrath und ihre Betrügereien verziehen hatte, gab sich alle Mühe, ihre Reize geltend zu machen; man sah, daß sie die Hoffnung noch nicht aufgegeben hatte, den König wieder zu gewinnen. Frau von Haugwitz war traurig und nachdenklich. Frau von Königsmark allein schien gleichgiltig; auch ergötzte sich die Königin mit dieser Dame über den verschiedenen

Eindruck, den die Anwesenheit des Königs auf die Gesellschaft machte.

Indeß hatte der König eine lange Unterhaltung mit der jungen Prinzessin von Dessau, die ihn so bezauberte, daß es nur auf sie angekommen wäre, Frau von Teschen zu verdrängen. Allein die Prinzessin war äußerst frostig, sobald der König etwas Zärtliches zu ihr sagte. „Eure Majestät,“ sagte sie zu ihm, „sind nicht im Stande, mich zur Königin zu machen, und vielleicht würden Sie mich, wenn Sie es auch könnten, dieser Ehre nicht würdig finden. Ich bitte Sie aber zu glauben, daß ich meiner Geburt zu sehr eingedenk bin, um Ihre Maitresse seyn zu wollen.“

Während der Mahlzeit sagte Frau von Königsmark zur Königin, zur Vervollständigung des Festes fehle Nichts als die Anwesenheit der Frau von Teschen. Die Königin sagte, sie bereue es, diese nicht eingeladen zu haben. Frau von Königsmark antwortete, man werde sie immer noch bekommen können, wenn nur nach dem Souper ein Tanz veranstaltet und den Masken der Zutritt gestattet werde. Die Königin fand dieß vortrefflich und schlug dem Könige eine Tanzpartie vor. Sogleich wurde Musik bestellt, und die Königin von Preußen ließ ohne Wissen des Königs verkündigen, daß für Masken der Zutritt gestattet sei. Man brach auf, und der König eröffnete den Ball mit der Königin von Preußen. Nach dem Tanz setzte er sich zur Prinzessin von Anhalt, deren Stolz

ihn noch nicht entmuthigt hatte. Er unterhielt sich mit ihr so angelegentlich, daß er drei als Fledermäuse verkleidete Masken nicht bemerkte, die so nahe zu ihm kamen, daß sie jedes Wort verstehen konnten. Eine dieser Masken wendete sich, nachdem sie einige Augenblicke zugehört, an die Prinzessin von Anhalt mit den Worten: „Ach, Prinzessin, was der König zu Ihnen sagt, sagte er diesen Morgen noch zu mir. Ich beschwöre Sie, glauben Sie ihm nicht.“ — „Ha!“ rief der König betroffen, „die Teschen!“ — „Fürchten Sie Nichts, Maske,“ antwortete die Prinzessin von Dessau; „der König darf wohl sprechen; nicht alle Prinzessinnen gleichen Ihnen.“ Sie stand auf, der König wollte ihr folgen, allein Frau von Teschen vertrat ihm den Weg und sagte: „Sie fliehen mich, und diesen Morgen noch schwuren Sie mir, nie eine Andere als mich zu lieben.“ Der König, welcher bemerkte, daß die Königin von Preußen ihn beobachtete, war in Verzweiflung. „Um's Himmels willen, Madame,“ sagte er zu ihr, „geben wir diesen Fremden hier keine Komödie. Man beobachtet uns. Gehen Sie nach Hause, ich folge Ihnen auf dem Fuße nach, und Sie werden sehen, daß ich Sie unverändert liebe.“ Frau von Teschen ging etwas beruhigter, allein die Königin von Preußen, die es bemerkte und nun einmal beschlossen hatte, sich auf Kosten der Favoritin lustig zu machen, schlug dem König einige Contretänze vor. Sie ließ sie sehr lange dauern; dann unterhielt sie sich

über tausend Sachen mit ihm, scherzte über seine Liebeshändel und seine Unbeständigkeit, und sagte, wie wenn sie Frau von Teschen nicht bemerkt hätte, sie bereue es, diese nicht eingeladen zu haben. „Die arme Frau," fuhr sie fort, „stirbt vielleicht vor Unruhe, während ich mit Ihnen spreche, und Eure Majestät sollten ihr doch zu wissen thun, daß ich es bin, die Sie verhindert, zu ihr zu gehen und sie um Verzeihung zu bitten, daß Sie diesen Abend die Prinzessin von Dessau liebenswürdiger gefunden haben, als sie." Diese Sticheleien brachten den König aus der Fassung: er that sich Gewalt an, um zu antworten, allein seine Verlegenheit wuchs sichtlich und die Königin setzte ihm immer lebhafter zu. „Meine Unbeständigkeit, Madame," antwortete er endlich, „ist einigermaßen verzeihlich; wenn ich eine Gemahlin, oder, ich wage es zu sagen, eine Geliebte hätte, wie Eure Majestät, so versichere ich Sie, daß meine Gegner mir keine Flatterhaftigkeit vorwerfen sollten." — „Ach ja! Eure Majestät wollen mir Etwas weißmachen," erwiederte die Königin von Preußen; „ich lasse sogleich Frau von Teschen holen; doch freilich es wäre vergebens, der Tag graut, die Fledermäuse fliegen nicht mehr. Kommen Sie, kommen Sie, Prinzessin," rief sie der jungen Prinzessin von Anhalt zu, „der König von Polen hält mich in diesem Augenblick für Sie." Mit diesen und ähnlichen Reden hielt sie den König bis Morgens sieben Uhr auf.

Er ging sogleich zu Frau von Teschen, die er in einem Zustande traf, welcher ihm wirklich Mitleid einflößte. Sie saß in Thränen zerschmelzend in einem Lehnstuhl. Um sie herum standen ihre Schwestern und suchten sie zu trösten; allein sie wollte Nichts hören und fand nur in ihrer Verzweiflung Trost. Der König war so gerührt, daß er sie tausendmal um Verzeihung bat und ihre Hände mit Küssen bedeckte. Sie blickte ihn zärtlich an und sagte: „Wie elend wäre ich, Sire, wenn Sie nicht Mitleid mit mir hätten!“ Der König setzte ihr seine Gründe auseinander; er beklagte sich über die Königin von Preußen, der er alle Schuld zuschob, und versicherte sie, er habe der Prinzessin von Dessau nur zum Spaß den Hof gemacht. Frau von Teschen ließ sich endlich überzeugen. Die beiden Liebenden söhnten sich aus und trennten sich in der vollkommensten Eintracht.

Indeß sah der König, auf den die Prinzessin Henriette von Dessau wirklich einen tiefen Eindruck gemacht hatte, ihre Abreise mit großem Leidwesen. Die Königin von Preußen, die ihn tief in Gedanken versunken sah, rieth ihm in dem heitern Tone, der ihr eigen war, eine Luftveränderung vorzunehmen. „Glauben Sie mir,“ sagte sie, „Sie sollten mich nach Oranienbaum begleiten, wo ich mich einige Tage bei der verwittweten Fürstin von Anhalt aufzuhalten gedenke. Sie werden dort freieren Spielraum haben; eine Gemahlin und drei oder vier Maitressen, die Sie

hier schonen müssen, können nicht anders als sehr lästig seyn." Der König nahm diesen Vorschlag an und erklärte der Frau von Teschen, um alle ihre Widerreden abzuschneiden, das Wohl des Staates mache diese Reise nothwendig, indem er eine geheime Zusammenkunft mit dem Könige von Preußen haben müsse. Er bat sie, ihn in Dresden zu erwarten, wo er sie in wenigen Tagen abholen werde. Frau von Teschen war über diese Trennung sehr betrübt, allein der König machte ihr die Nothwendigkeit derselben so einleuchtend, und schwur ihr so oft, daß er ein treues Herz zurückbringen werde, daß sie sich endlich zufrieden gab.

Der König reiste ab und war in wenigen Stunden in Oranienbaum. Die Prinzessin Henriette empfing ihn sehr frostig. Sie erzählte ihrer Mutter, was der König zu ihr gesagt hatte, und bat sie zu erlauben, daß sie unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit auf ihrem Zimmer bleibe. „Nein, meine Tochter," antwortete die Fürstin; „man würde sogleich erfahren, daß dieß ein leerer Vorwand ist. Und überdieß habe ich eine zu gute Meinung von Ihnen, um nicht zu glauben, daß Sie eine Leidenschaft, die für Sie nur beleidigend seyn kann, zurechtzuweisen wissen werden."

Die Prinzessin Henriette war somit genöthigt, zu erscheinen; sie wußte sich aber immer in solcher Entfernung von dem König zu halten, daß er trotz aller Bemühungen während seines viertägigen Aufent-

halts nie allein mit ihr sprechen konnte, und zuletzt voll Verdruß an demselben Tage nach Dresden zurückkehrte, wo die Königin ihre Reise nach Berlin fortsetzte. Seine Ankunft machte der Frau von Teschen unbeschreibliche Freude, denn trotz aller seiner Schwüre hatte sie ihn nicht mehr zu sehen gefürchtet. Die ersten Tage vergingen unter Liebkosungen. Als sie aber mehrere Schönen eifrig bemüht sah, ihr das Herz des Königs abwendig zu machen, dessen Unbeständigkeit ihr nicht unbekannt war, so wurde sie auf's Neue unruhig. Dresden war ihr unerträglich; sie sah voraus, daß der König ihr entwischen würde, wenn er länger hier bliebe; sie veranlaßte ihn daher zur Rückkehr nach Polen, wohin ihn überdieß der bis jetzt mit schlechtem Glücke geführte Krieg gegen Schweden rief.

Die Geschäfte, die der König hier vorfand, und der Feldzug, den er nach Liefland machte, trennten ihn mehrere Male von seiner Maitresse. Dieß war für Letztere sehr vortheilhaft; der König blieb nie so lange aus, um sie zu vergessen, und doch immer lange genug, um sich nach ihr zurückzusehnen, was ihren Unterhaltungen neue Reize gab. Frau von Teschen blieb mehrere Jahre im ungestörten Besitz seiner Gunst, und benützte dieselbe, um sich ein bedeutendes Vermögen zu verschaffen, das sie im Falle einer Ungnade trösten konnte.

Das Kriegsunglück nöthigte den König, nach Sachsen zurückzureisen, um neue Hülfsquellen zu eröffnen. Er

ließ Frau von Teschen in Warschau zurück. Dießmal kostete der Abschied schon weniger Thränen; sie war an diese Trennungen gewöhnt und hatte nicht mehr die Lebhaftigkeit, die den größten Reiz einer entstehenden Liebe bildet. In Dresden angekommen, suchte der König seine Langweile zu vertreiben und veranstaltete Feste über Feste, bei denen die Ausschweifung zuweilen in's Große getrieben wurde. Bei einer solchen Abendgesellschaft, die nur aus Männern bestand, fiel das Gespräch auf die Maitressen. Jeder pries die seinige und wußte Wunder zu erzählen. Der Staatsminister von Hoym, der zugegen war, sagte, er habe keine Maitresse, dagegen besitze er eine Frau, die er ebenso liebe und die hundertmal liebenswürdiger sei, als alle, von denen seine Freunde ein so großes Rühmen machen. Vom Wein erhitzt schilderte er seine Frau so umständlich, daß der geschickteste Maler kein besseres Bild von ihr hätte geben können. Der König, der wohl wußte, daß Herr von Hoym seine Frau aus Eifersucht auf dem Lande wohnen ließ, sagte, er glaube dieß nicht; so könne nur ein Mann sprechen, der erst seit drei Monaten verheirathet und in seine Frau noch verliebt sei; denn wenn Frau von Hoym so schön wäre, wie ihr Gemahl sage, so müßte sie nothwendig größeres Aufsehen in der Welt gemacht haben. Der Fürst von Fürstenberg behauptete dasselbe und fügte hinzu, er wette tausend Dukaten, daß Frau von Hoym, wenn sie am Hofe erscheine, nicht so

gefunden werde, wie die Schilderung laute. Herr von Hoym nahm die Wette an und der König erbot sich zum Schiedsrichter. Man nöthigte den Eheherrn, an seine Frau zu schreiben, sie solle unverzüglich nach Dresden kommen. Sogleich wurde ein Bedienter mit dem Briefe abgesandt, und um Herrn von Hoym die Zurücknahme seines Befehls unmöglich zu machen, setzte man ihm so sehr mit Trinken zu, daß der arme Mann sich kaum mehr auf den Beinen halten konnte und zu Bette gebracht werden mußte. Am andern Morgen war er sehr überrascht, als er seine Frau kommen sah. Er bereute, sie citirt zu haben und hätte sie sogleich zurückgeschickt, wenn er nicht gefürchtet hätte, allzusehr verhöhnt zu werden.

Da die Königin zufällig in Dresden war, machte Frau von Hoym ihr die Aufwartung. Der König und Alle, die gegen ihren Gemahl gewettet hatten, stellten sich ebenfalls dort ein und mußten gestehen, daß Herr von Hoym Nichts übertrieben hatte. Der König verurtheilte den Fürsten von Fürstenberg, die tausend Dukaten zu zahlen. „Ich sehe wohl,“ antwortete der Fürst scherzhaft, „ich muß die Spielleute bezahlen, damit Eure Majestät tanzen können.“ Der König, der den Fürsten liebte, sagte zu ihm, er solle bei seinem Schatzmeister für seine tausend Dukaten zehntausend in Empfang nehmen. Der Fürst küßte ihm dankbar die Hand, bezahlte seine

Schuld und erhielt dafür, was der König ihm versprochen hatte.

Ehe ich mich weiter in diese Geschichte einlasse, glaube ich zuvor ein Bild von Frau von Hoym geben zu müssen. Die Rolle, die sie am sächsischen Hofe gespielt hat, verdient wohl, daß wir einige Augenblicke bei ihr verweilen.

Sie hatte ein länglichtes Gesicht, eine feine Nase, einen kleinen Mund, um den beständig ein bezauberndes Lächeln schwebte, große, glänzende schwarze Augen, schwarze Haare, einen blendend weißen Teint und eine blühende Gesichtsfarbe. Ihre Taille konnte für ein Meisterstück der Natur gelten. Ihre ganze Erscheinung war majestätisch.

Minder rühmlich spricht die Geschichte von ihrem Charakter. Sie war mehr lebhaft und angenehm als tugendhaft, meinte es mit Niemanden ehrlich, hatte Launen, war stolz, anmaßend, interessirt und dabei doch verschwenderisch, rachsüchtig und äußerst eigenwillig. Um Geld und Ehrenbezeugungen war ihr Alles feil. Wenn sie jedoch gefallen wollte, so zwang sie Jeden, auch wer noch so sehr gegen sie eingenommen war, zur Liebe. Sobald sie sich des Königs bemächtigt hatte, ließ sie sich vor Allem angelegen seyn, diesem Fürsten keine gefährliche Ruhe zu gönnen. Deßungeachtet bewaffnete sie sich nie mit einer Strenge, die Andere, welche ihre Reize gefesselt, abgestoßen hätte. Sie wollte Opfer, die sie jeden Augenblick der

Eifersucht des Königs schlachten konnte, einer Eifersucht, die sie nach Belieben erweckte, nährte und endigte. Ihre Hauptkunst bestand darin, daß sie ihre eigennützigen Absichten vortrefflich zu verbergen wußte. Der König glaubte sich Creaturen zu verschaffen, indem er Gnaden austheilte; allein diese Gnaden dienten nur dazu, die Macht der Frau von Hoym zu befestigen, die trotz des Scharfblicks Friedrich Augusts einzig und allein über Verdienst oder Nichtverdienst entschied. Auf diese Weise glaubte Jeder, der von dem Könige eine neue Würde oder sonst einen Beweis seiner Gnade erhalten hatte, der Frau von Hoym dafür danken zu müssen. Trotz aller Kabalen, die gegen sie angezettelt wurden, trotz des Hasses sämmtlicher Minister behauptete sie sich beinahe neun Jahre in der Gunst des Königs, und man darf sagen, daß sie in dieser Zeit sowohl Polen als Sachsen zu ihren Füßen gesehen hat.

Frau von Hoym stammte aus einer angesehenen holsteinischen Familie und hatte die Prinzessin von Holstein-Plön nach Wolfenbüttel begleitet, als sie sich mit dem Erbprinzen von Braunschweig-Wolfenbüttel vermählte. An diesem Hof heirathete sie der Minister von Hoym, der schon lange eine Gemahlin suchte, aber, obgleich Sachse, keine Sächsin wollte, weil diese alle zu galant und zu verschwenderisch seien. Er wünschte sich eine schöne, tugendhafte und haushälterische Frau. Einer seiner

Freunde, der von Wolfenbüttel zurückkam, sagte ihm, er würde alle diese Eigenschaften in Fräulein von Bruchsdorff, Ehrendame der Erbprinzessin von Wolfenbüttel, vereinigt finden. Herr von Hoym reiste sogleich nach Braunschweig, unter dem Vorwand, die Messe zu besuchen; in der That aber nur, um Fräulein von Bruchsdorff zu sehen. Sie schien ihm der Schilderung zu entsprechen, und nach wenigen Tagen bot er ihr seine Hand. Als ein Mann von Stand und großem Vermögen, zudem Staatsminister am sächsischen Hofe, wurde er günstig aufgenommen und mußte nicht lange schmachten. Nach der Hochzeit führte er seine Gemahlin auf eines seiner Landgüter, wo er sie so lange zu lassen gedachte, bis der König nach Polen zurückgekehrt sei. Allein wie Niemand seinem Geschicke entgehen kann, so mußte er in einem unbewachten Augenblicke vor dem Könige ihrer erwähnen; er wurde, wie oben erzählt, genöthigt, sie an den Hof kommen zu lassen, wo sie in kurzer Zeit die alleinige Gebieterin war.

Der König wurde beim ersten Anblick von ihrer Schönheit bezaubert. Er traf bei ihr die Heiterkeit, die er bei seinen Maitressen wünschte. Mehr brauchte es nicht, um ihn verliebt zu machen. Seine Neigung für Frau von Teschen bekämpfte eine Zeit lang den Hang, der ihn zu Frau von Hoym führte. „Es wird," sagte er zu sich, „blos eine galante Affaire seyn; ich werde Frau von Hoym vergessen, sobald

ich sie nicht mehr sehe." Er glaubte leichtes Spiel zu haben, traf aber, sobald er von Liebe sprach, auf weit größere Schwierigkeiten, als er vorausgesehen hatte. Nie kostete ihn die Eroberung einer Maitresse mehr Mühe und Geld. Ihr langer Widerstand steigerte seine Begierde auf den höchsten Grad. Erst als Frau von Hoym ihrer Sache ganz gewiß zu seyn glaubte, wurde sie nachgiebiger und kapitulirte zuletzt unter Bedingungen, die ihr die unumschränkteste Herrschaft über Friedrich Augusts Herz sicherten. Der König versprach, der Frau von Teschen auf immer zu entsagen und die Ehe der Frau von Hoym aufheben zu lassen; ferner machte er sich durch ein eigenhändiges Schreiben anheischig, daß, im Fall die Königin sterbe, Frau von Hoym ihre Nachfolgerin werde, und daß die Kinder, die sie dem Könige vor und nach der Abschließung der Ehe gebäre, als rechtmäßige Prinzen von Sachsen anerkannt werden sollen. Zu allem diesem kam noch ein Jahrsgehalt von hunderttausend Thalern.

Unter diesen Bedingungen nahm Frau von Hoym den Titel einer Maitresse des Königs an. Um jedoch ihrem Gemahl keine Veranlassung zu geben, sie des Undanks und der Treulosigkeit zu beschuldigen, kündigte sie ihm ihren Entschluß selbst an. Eines Morgens trat sie in sein Zimmer und sagte zu ihm: „Mein Herr, ich komme, um Ihnen für die Güte zu danken, die Sie bisher für mich gehabt ha-

ben, und Sie zu versichern, daß ich mich stets dankbar derselben erinnern werde. Ich komme aber auch, um Ihnen zu sagen, daß, da die Sympathie, welche das Glück einer Ehe macht, unter uns nicht stattfindet, ich gesonnen bin, mich von Ihnen zu trennen. Der König liebt mich, mein Herr, und ich verhehle Ihnen nicht, daß ich mich entschlossen habe, die Ehre anzunehmen, die er mir zudenkt. Da ich jedoch nicht will, daß Sie sich über mich beklagen können, so schlage ich Ihnen Scheidung vor, die uns Beiden unsre Freiheit wieder schenkt und Ihren Namen vor Schmach schützt. Dieß, mein Herr, halte ich für das Vernünftigste. Wenn Sie meinen Vorschlag gutwillig annehmen, so dürfen Sie meiner Freundschaft versichert seyn, und daß ich mein Möglichstes thun werde, um zu Ihrem Glück beizutragen. Wofern Sie mir aber Hindernisse in den Weg zu legen suchen, so werden Sie zwar an meinem Entschlusse Nichts ändern, dagegen mich nöthigen, Ihre Güte gegen mich zu vergessen, und Sie blos als einen Feind meines Glücks zu betrachten.

Herrn von Hoyms Erstaunen über diese Erklärung läßt sich nicht beschreiben. Er wollte sich in Klagen und Vorwürfe ergießen, allein seine Frau fiel ihm in's Wort und sagte: „Ich weiß Alles, mein Herr, was Sie mir sagen wollen; Sie können sich daher die Mühe ersparen, einen Entschluß zu bekämpfen, den Nichts ändern kann. Erklären Sie sich gefälligst

und geben Sie mir eine positive Antwort, damit ich meine Maßregeln ergreifen kann."

Herr von Hoym, dem eine Frau, die er anbetete, so grausam zusetzte, kam beinahe von Sinnen. In seinem Innern kämpften Aerger, Wuth und Verzweiflung. Er ging mit großen Schritten in seinem Zimmer auf und ab, hob Augen und Hände gen Himmel und schien vom Schmerz niedergedrückt. Indeß erwartete seine Gemahlin ruhig seine Antwort. Als er beharrlich schwieg, sagte sie zu ihm: „Ich sehe wohl, mein Herr, daß es Ihnen an Entschlossenheit fehlt, und daß ich Ihnen Zeit lassen muß, meinen Vorschlag in Erwägung zu ziehen. Ich bitte Sie jedoch, wohl zu bedenken, daß Ihr Glück oder Unglück in Ihren eigenen Händen liegt." Mit diesen Worten ging sie hinaus, ohne eine Antwort abzuwarten.

Herr von Hoym überließ sich jetzt ganz seinem unendlichen Schmerz. „Ha, die Treulose!" rief er, „warum hat sie mich geheirathet? Warum hat sie mir Zärtlichkeit bewiesen? Ach! sie hat mir ihr Wort nur deßwegen gegeben, um mich zu täuschen und mich zum elendesten aller Menschen zu machen!"

Während er so den Wänden sein Unglück klagte, kam Herr von Vitzthum zu ihm und bat ihn im Namen Seiner Majestät, in die Auflösung seiner Ehe zu willigen. Er versicherte ihn, der König werde ihm diese Gefälligkeit hoch anschlagen; im andern Fall aber, wenn er einer Sache, die er doch nicht verhin-

dern könne, sich widersetzen wollte, das ganze Gewicht des königlichen Zorns zu fühlen geben. Herr von Hoym gab endlich seine Einwilligung, bat sich aber die Gnade aus, sich auf einige Monate vom Hofe entfernen zu dürfen: was Seine Majestät gerne bewilligte.

Sobald der König Herrn von Hoyms Antwort hatte, eilte er entzückt zu seiner Maitresse, um ihr die freudige Nachricht mitzutheilen. „So bin ich denn die Ihrige, Sire!“ rief sie. „Möchte mein Glück lange währen!“ Sie sagte Herrn von Vitzthum tausend Schmeicheleien und versicherte ihn, daß sie ihm diesen Dienst nie vergessen werde. Sie überreichte ihm eine goldene mit Diamanten verzierte Dose und bat ihn, sie als ein schwaches Zeichen ihrer Erkenntlichkeit anzunehmen. Der König wünschte die Dose zu sehen; er öffnete sie, und als er das Bild der Frau von Hoym darin fand, küßte er es und sagte: „Nein, nein, Vitzthum, das ist zu schön für dich, nie wird ein Anderer als ich dieses Portrait sein nennen. Komm, laß es mir und begnüge dich mit zwanzigtausend Thalern, die ich dir hiemit schenke.“

Sofort wurde das Dresdener Consistorium zusammenberufen, und Herr und Frau von Hoym ließen demselben durch Anwälde ihren Wunsch vortragen, von einander geschieden zu werden. Ihre Gründe schienen diesem Tribunal triftig: es erklärte die Ehe für aufgelöst und erlaubte Beiden, sich wieder zu verheirathen. Der König bestätigte diesen

Spruch, der noch am selben Tag an allen Kirchenthüren angeschlagen wurde.

Frau von Hoym legte den Namen ihres Gemahls ab und ließ sich Frau von Kosel nennen. Da sie sehr ehrgeizig war und viel auf Titel hielt, wirkte ihr der König das Diplom einer Reichsgräfin von dem Kaiser aus. Er machte jetzt, da die Scheidung ihm vollkommene Freiheit verschafft, kein Geheimniß mehr aus seiner Leidenschaft, und wies seiner Maitresse eine Wohnung ganz in der Nähe des Palastes an, so daß er durch eine bedeckte Gallerie von Jedermann ungesehen zu ihr kommen konnte. Bald darauf ließ er ihr einen Palast bauen, in welchem für alle Jahrszeiten besondere Zimmer eingerichtet wurden. Die einen, für den Sommer, waren mit Marmor ausgelegt; die andern, für den Winter, waren vergipst, vertäfelt und mit dem schönsten chinesischen Lak und den kostbarsten Spiegeln verziert; die Möblirung derselben kam auf mehr als zweimalhunderttausend Thaler zu stehen; wer hineintrat, glaubte sich in einen Zauberpalast versetzt. Da sah man Nichts als kristallene Vasen, Gemälde von den ersten Künstlern und gold- und silbergestickte Ruhebetten, deren Pracht das ungewohnte Auge blendete.

Sobald Frau von Kosel sich im Alleinbesitz der königlichen Gunst sah, ließ sie sich's angelegen seyn, Alle, die sie für ihre Feinde hielt, vom Hofe zu entfernen. Der Kanzler Beichling war das erste Opfer

ihrer Herrschsucht. Er hatte sich sehr frei über sie ausgesprochen und dem Könige vorgestellt, daß die Summen, die er an sie verschwende, besser angewendet werden könnten. Dieß war genug, um ihn zu verdammen. Sie klagte ihn untreuer Verwaltung und bedeutender Geldunterschlagungen an. Der König ließ ihn verhaften, nach Königsstein führen und seine sehr ansehnlichen Güter mit Beschlag belegen. Mit dieser Handlung befestigte Frau von Kosel ihre Macht und that Jedermann zu wissen, wie gefährlich es sei, sie zu beleidigen.

Nachdem der Kanzler in Ungnade gefallen, war Herr von Vitzthum der einzige Günstling oder vielmehr der einzige Vertraute der Herzensangelegenheiten des Königs. Er war von sehr hoher und schlanker Statur, hatte ein männlich schönes Gesicht und die Manieren eines Mannes von Welt; dabei war er gefällig, geschmeidig, leutselig und gutmüthig. Er verehrte den König als seinen Gebieter und liebte ihn als seinen Freund.

Der Fürst von Fürstenberg und der Feldmarschall Graf von Flemming, ebenfalls erklärte Günstlinge des Königs, konnten sich nur durch völlige Unterwürfigkeit gegen Frau von Kosel behaupten. Sie übte eine so unumschränkte Herrschaft aus, daß der König und der ganze Staat ihr unterthan war.

Während der ganze Hof sich vor ihr beugte, wagte es ein protestantischer Geistlicher, von der Kanzel aus

der Philos.-theol. Hochschule Passau

ihr Trotz zu bieten. Er verglich sie mit Bathseba, und um Niemanden im Unklaren zu lassen, zeichnete er sie so genau, als nur der geschickteste Maler hätte thun können. Aeußerst aufgebracht hierüber führte Frau von Kosel bittere Klage und verlangte exemplarische Bestrafung des unverschämten Predigers. Der König aber, der die Popularität des Geistlichen fürchtete und seine Vergleichung vielleicht nicht so ganz unpassend fand, erfüllte dießmal ihr Verlangen nicht; er sagte ihr, die Prediger hätten jeden Sonn- oder Festtag eine Stunde, in der sie Alles sagen dürften, was sie wollten; man könne dagegen nicht verfahren; wenn sich aber einer beikommen lassen sollte, zu einer andern Zeit unehrerbietig von ihr zu reden, so würde er nach Verdienst gestraft werden.

Indeß mußte der König nach Polen zurückkehren, und bat Frau von Kosel, in Dresden zu bleiben; allein die Furcht, ihn wieder zu verlieren, ließ ihr dieß nicht zu. Sie antwortete, nur der Tod könne sie von ihm trennen; und er sah sich gezwungen, sie mitzunehmen.

Auf die Nachricht, daß der König in Begleitung der Frau von Kosel nach Warschau komme, verließ Frau von Teschen diese Hauptstadt und zog sich zu ihrem Oheim, dem Cardinal Primas zurück, in der Absicht, den Haß dieses Prälaten gegen Friedrich August zu nähren. Sie gab jedoch diesen Racheplan auf, als sie von dem König einen Brief erhielt, worin

er sie an ihre frühere Liebe erinnerte. „Ist's möglich, Madame," schrieb er ihr, „daß auf Liebe Haß folgen kann? Was mich betrifft, so habe ich für Sie noch immer die Gefühle der Achtung und Freundschaft, welche dauerhafte Verbindungen begründen; Ihr Glück macht das meinige, und ich bin jeden Augenblick bereit, Alles zu demselben beizutragen. Könnten Sie anders gegen mich denken, Sie, deren Herzensgüte, deren edle Gesinnungen ich kenne, Sie, die mich früher geliebt hat? Könnten Sie Partie gegen mich ergreifen zu Gunsten eines Königs, der Ihnen unbekannt ist, und der Nichts von der Verehrung weiß, die Ihr Geschlecht verdient? Nein, Madame, ich kann es nicht glauben. Alle Damen, ich wage es, mir damit zu schmeicheln, würden auf meine Seite treten und Sie tadeln, wenn Sie das Interesse eines rohen Königs denen eines Fürsten vorzögen, der Sie immer bewundert hat. Unterstützen Sie mich deßhalb, Madame, bei Ihrem Herrn Oheim, dem Cardinal Primas: machen Sie, daß er dem Worte, das er mir gegeben, nicht untreu wird und auf meiner Seite bleibt, damit wir einen ruhmvollen Frieden für eine Nation erhalten, deren schönste Zierde Sie sind, und für einen König, der in seinem Unglück nicht vergessen kann, daß er Ihnen einmal theuer war."

Der König schickte diesen Brief durch einen Edelmann an Frau von Teschen. Sie konnte ihn nicht ohne Thränen lesen. Sie vergaß die Untreue des Für-

sten und erinnerte sich nur noch ihrer früheren Liebe. In der Antwort, die sie ihm gab, verhehlte sie nicht, daß sie sich zu ihrem Oheim begeben habe in der Absicht, ihm zu schaden; „aber," fuhr sie fort, „ich fühle zu lebhaft, Sire, daß es nicht in meiner Macht steht, Sie zu hassen. Ich werde Eurer Majestät zeigen, daß ich des Vertrauens nicht unwürdig bin, womit Sie mich beehren; und ich werde unschuldig seyn, wenn mein Oheim Ihren Befehlen nicht gehorcht."

Wirklich that sie Alles, was eine gewandte und geistreiche Frau thun konnte, um ihren Oheim bei der Partei des Königs zu erhalten; allein der Cardinal war einfürallemal entschlossen, diesen Fürsten zu entthronen. Er hatte zu diesem Behuf eine Zusammenkunft mit dem Könige von Schweden, und Frau von Teschen konnte ihn von diesem verderblichen Plane nicht abbringen. Sie setzte den König davon in Kenntniß, der nun einzig und allein auf seinen eigenen Muth beschränkt, sich mit Standhaftigkeit waffnete und seine Armee aus Sachsen kommen ließ, um sie dem Könige von Schweden entgegenzustellen, der sich mit starken Schritten Warschau näherte. Obschon von Geschäften fast zu Boden gedrückt, verlor der König doch seine Lust zu Liebeshändeln nicht. Frau von Kosel war immer seine Hauptleidenschaft; bisweilen aber entwischte er ihr auch, um seine Huldigungen einer Schönheit dritten Rangs zuzuwenden.

In Warschau lebte ein französischer Weinhänd-

ler, Namens Duval, der eine äußerst liebenswürdige Tochter hatte. Die ganze vornehme Jugend machte der jungen Henriette den Hof, und es war keine Schönheit in der Hauptstadt, der mehr Rosen gestreut wurden. Sie behandelte alle ihre Liebhaber mit gleicher Höflichkeit, so daß man nicht wußte, wer der Begünstigte sei. Dieses Mädchen war der gewöhnliche Gegenstand der Unterhaltung der galanten Herrn vom Hofe. Eines Morgens sprachen sie von ihr im Vorzimmer des Königs. Der Monarch hörte es und fragte, wer die Schöne sei. Herr von Rantzau, Adjutant des Königs, antwortete, es sei die Tochter eines französischen Kaufmanns und eines der liebenswürdigsten Geschöpfe im Reich. Der König antwortete Nichts; als er aber angekleidet war, ließ er Herrn von Rantzau zu sich rufen, erkundigte sich genauer nach dem Mädchen und sagte, er solle ihn zu ihr führen. Der Besuch wurde auf die nächste Nacht beschlossen. Der König sagte, er werde sich verkleiden, damit weder das Mädchen, noch wer sonst um den Weg sei, ihn erkenne. Er verbot Herrn von Rantzau, der Frau von Kosel von diesem nächtlichen Besuche zu erzählen. Der gute Liebesbote gelobte Verschwiegenheit, bat aber den König, ihn doch nicht der Rache seiner Geliebten auszusetzen. Der Monarch sagte, er habe Nichts zu fürchten, und befahl ihm, sich mit Anbruch der Nacht in seinem Vorzimmer einzufinden. Er ging sodann zur Frau von Kosel und sagte ihr,

es sei ihm auf die Nacht eine geheime Zusammenkunft mit dem Grafen Tobianski, Neffen des Cardinal Primas, vorgeschlagen worden; dieser Herr sei jedoch zu bekannt, als daß er es wagen könnte, sich im Schlosse blicken zu lassen; deßhalb finde das Rendezvous in einem Privathause Statt, wohin sie sich beide verkleidet begeben werden. „Ich werde Rantzau mitnehmen," fügte der König hinzu; „ich glaube, mich um so mehr auf seine Treue verlassen zu können, als er mit Ihnen verwandt ist und Sie ihn mir geschenkt haben." Der König sagte dieß Alles in einem so aufrichtigen Tone, daß Frau von Kosel trotz ihres Scharfblicks sich hintergehen ließ. „Obschon mein Vetter," antwortete sie, „die Ehre haben wird, Sie zu begleiten, Sire, so werde ich doch in der tödtlichsten Unruhe seyn. Es können Ihnen tausend Unfälle zustoßen; Warschau ist voll von Verräthern, die Ihren Untergang geschworen haben; und es darf nur Einer Sie erkennen, so ist Ihr Leben in Gefahr." Der König erwiederte lachend, daß er diese eiteln Besorgnisse bei einer Frau von ihrem Geiste ganz unbegreiflich finde. „Ach, Sire!" antwortete sie, ihn zärtlich anblickend, „man kann unerschrocken seyn und doch zittern für das, was man liebt." Der König bedeckte sie mit Liebkosungen, gerieth aber in die größte Verlegenheit durch eine Grille der Frau von Kosel, die sich in den Kopf setzte, ihn begleiten zu wollen. „Erlauben Sie, Sire," sagte sie, „daß ich Sie begleite und Sie

beschütze. Wenn Jemand Sie anzugreifen wagte, so werden Rantzau und ich Sie vertheidigen, und der Weg zu Ihnen soll nur über meinen Leichnam gehen.“ Der König wurde durch diese zärtliche Besorgtheit seiner Geliebten so gerührt, daß er sich Vorwürfe über sein unehrliches Betragen machte und in Versuchung gerieth, ihr die Wahrheit zu gestehen; doch unterließ er dieß in der Ueberzeugung, daß es ihr nur Kummer machen würde. Er bat sie, von ihrem Wunsche abzustehen, und sagte, er wolle lieber der Zusammenkunft entsagen, als sie der Gefahr eines nächtlichen Abenteuers aussetzen. Frau von Kosel gab nach, weil sie damals noch nicht die Allmacht besaß, die sie in der Folge handhabte.

Mit Anbruch der Nacht verkleidete sich der König so gut er konnte, nahm Herrn von Rantzau mit und begab sich zu Fuß in Duval's Haus. Sie ließen sich ein besonderes Zimmer geben, und nach einiger Zeit führte Herr von Rantzau, einer der besten Kunden des Hauses, die junge Henriette herein und stellte ihr den König als einen Offizier von seiner Bekanntschaft vor. Das Mädchen, das den König nur im Vorübergehen gesehen hatte und keinen Besuch von ihm erwartete, war leicht zu täuschen. Nach einigen Augenblicken aber, als er ihr tausend schöne Sachen sagte, blickte sie ihn mit größerer Aufmerksamkeit an. „Je genauer ich Sie betrachte,“ sagte sie, „desto mehr scheinen Sie mir Aehnlichkeit mit dem Könige zu ha-

ben." — „Es ist wahr," antwortete er, „schon viele Leute haben gesagt, daß ich die Ehre habe, ihm ähnlich zu seyn; aber nicht sein Gesicht, seine Macht wünschte ich zu besitzen, um im Stande zu seyn, Ihr Glück zu machen." — „Nicht das Interesse ist es," entgegnete sie, „was mich regiert; und wenn der König mich liebte, so würde ich ihn, das fühle ich in meinem Innersten, weit mehr darum lieben, weil man mir so viel Gutes von ihm gesagt hat, als weil er mein Glück machen könnte." — Ach, Fräulein!" rief der König, „wenn dieß wahr ist, so lieben Sie mich um der Aehnlichkeit willen, die ich mit dem Könige habe." — „Ganz recht, mein Herr," erwiederte sie; „Sie haben viele Aehnlichkeit mit dem König; aber wer weiß, ob Sie auch das liebende Herz haben, das man an ihm rühmt und das mich allein entzücken könnte?" — „Ja, mein Fräulein," antwortete der König, der seine Freude nicht mehr mäßigen konnte, „ich habe das liebende Herz, ich habe alle Eigenschaften dieses Fürsten; ich bin selbst der König." Mit diesen Worten warf er einen Ueberrock und eine blonde Perücke ab, die seine Haare bedeckte, und zeigte den Stern des Elephantenordens, der auf seinem Kleide prangte. Die junge Henriette war verblüfft, sie fürchtete, den König nicht mit der gebührenden Ehrfurcht behandelt zu haben, allein der Fürst beruhigte sie. Er sagte, er bitte sie um Verzeihung, daß er sie so überrasche; allein er habe so viel von ihren Reizen gehört, daß er

nicht umhin gekonnt, sich selbst zu überzeugen. Jetzt, da er sehe, daß die Wirklichkeit die Sage bei weitem übertreffe, jetzt fühle er lebhaft, daß er nicht so frei von dannen gehen werde, als er gekommen sei. Henriette schlug die Augen nieder und antwortete höchst ehrerbietig; allein sie war so bestürzt, daß sie nicht wußte, was sie sagte. Der König benützte ihre Verwirrung, ihr sein Herz anzubieten, und Henriette hatte die Kraft nicht, es auszuschlagen. Im Uebermaß der Freude vergißt er, daß Frau von Kosel ihn erwartet, und bringt die Nacht unter Lachen und Scherzen bei Henrietten zu, die nach und nach sich beruhigte und ihre natürliche Munterkeit wieder erhielt. Sie sang und schäkerte; der König hätte gern noch etwas mehr gewünscht, allein das junge Mädchen war nicht dieser Meinung, und der Monarch mußte sich ihrem Willen fügen. Endlich trennten sie sich mit dem Versprechen, sich in der nächsten Nacht wieder zu sehen.

Es war beinahe Tag, als der König in den Palast zurückkam. Er fand Frau von Kosel noch neben dem Feuer sitzend. Da Henriettens Bild seine ganze Seele erfüllte, fragte er sie ziemlich kalt, warum sie nicht zu Bette gegangen sei. „Ich erwartete Sie, Sire,“ antwortete sie traurig; ich war um Ihretwillen in Sorgen.“ — Und doch müssen Sie sich daran gewöhnen, mich nicht immer bei sich zu haben,“ erwiederte der König; „wenn ich dereinst an der Spitze

meiner Heere in's Feld ziehe, so werden Sie mich nicht wohl begleiten können." — „Warum nicht?" versetzte sie, „ich werde Sie auf allen Ihren Zügen begleiten, an Ihrer Seite werde ich Nichts fürchten. Aber was ist Ihnen denn begegnet?" fuhr sie fort; „Sie scheinen mir niedergeschlagen." — „Nichts," antwortete der König; „aber es ist mir unangenehm, daß Sie noch nicht zu Bette gegangen sind." Der frostige Ton, womit er dieß sagte, machte Frau von Kosel argwöhnisch; doch glaubte sie sich verstellen zu müssen, bis sie genauere Erkundigung eingezogen hätte. Sie ging zu Bette, und der König, der es bereute, ihr Kummer verursacht zu haben, wollte sie nicht verlassen. Sie gaben sich die lebhaftesten Zeichen der Zärtlichkeit, die jedoch den Verdacht der Frau von Kosel nicht einzuschläfern vermochten.

Am andern Morgen, als der König Ministerrath hielt, benützte sie seine Abwesenheit, um Herrn von Rantzau zur Rede zu stellen. Sie fragte ihn, wo der König gewesen sei. Der Vertraute antwortete, ohne die Fassung zu verlieren, er habe eine Zusammenkunft mit dem Grafen Tobianski gehabt. „Ich glaube Ihnen," antwortete sie; „aber hüten Sie sich wohl, mich zu hintergehen; Sie müßten es gewiß bereuen."

Herr von Rantzau erzählte dem König die Unterhaltung, die er mit Frau von Kosel gehabt. „Ich gestehe Ihnen," sagte der Fürst, „daß Ihre Con=

fine mich in Verlegenheit setzt. Ich liebe sie: aber sie ist eine Verzweifelnde, die zu Allem fähig wäre. Indeß ist mir Henriette nicht gleichgiltig. Was soll ich thun?" — „Sire," antwortete Herr von Ranzau, „an Ihrer Stelle würde ich mich an diejenige halten, die mir am besten gefiele, und an die Andere nicht mehr denken." Der König antwortete Nichts, sondern ging zu seiner Maitresse. Er fand sie in Thränen gebadet. „Was haben Sie doch, Madame," sagte er zu ihr; „woher diese Niedergeschlagenheit?" — „Ach, Sire," antwortete sie, „ich weiß es selbst nicht, aber mein Herz sagt mir, daß Sie mir untreu sind." Der König sagte ihr tausend Dinge, um sie zu beruhigen, und beschwor sie, ihn nicht durch unverdienten Verdacht zu kränken. Und um sie zu zerstreuen, erzählte er ihr von dem Stande seiner Angelegenheiten und sagte, er müsse den Grafen Tobianski noch einmal heimlich sprechen. „Ich habe Nichts dagegen einzuwenden, Sire," antwortete sie, „aber ich fürchte sehr, daß es nicht der Graf Tobianski ist, den Sie besuchen wollen." Der König, über diese wiederholten Zweifel ärgerlich, sagte, er liebe weder Vorwürfe, noch Verdacht.

Sobald es Nacht wurde, ging er wieder zu Henrietten. Sie war dießmal weniger rückhaltend; sie hatte von ihrer Mutter Lectionen erhalten, die sie weit zuvorkommender machten und alle ihre noch übrigen Bedenklichkeiten hoben. Der König triumphirte über

ihre Keuschheit, aber nicht ohne viele Thränen von Seiten Henriettens. Die beiden Liebenden sagten sich mehr als Einmal, daß sie sich liebten, und sagten es sich auf verschiedene Arten.

Erst gegen Morgen zog sich der König zurück. Ehe er sich von der schönen Henriette trennte, bat er sie, aus ihrer Liebe ein Geheimniß zu machen. Er versprach, sie oft zu besuchen, und sie verabredeten miteinander, daß sie in Mannskleidern zu dem Könige kommen und Herr von Rantzau ihr Geleitsmann seyn solle.

Als der König mit diesem Vertrauten nach Hause ging, hatte er ein Abenteuer, das den ganzen Handel beinahe verrathen hätte. Ein Gardeoffizier war sterblich in Henrietten verliebt und beabsichtigte sie zu heirathen. Er hatte sie zwei Tage lang nicht sprechen können, als er erfuhr, Henriette habe zwei Nächte hintereinander mit Herrn von Rantzau und einem andern Offizier zugebracht. Wüthend vor Eifersucht beschloß er, dem Räuber seiner Geliebten das Leben zu nehmen; um sicherer zu gehen, bat er seinen Bruder, ebenfalls Gardeoffizier, um Beistand, und Beide standen in einiger Entfernung von Duvals Haus Herrn von Rantzau auf den Weg. Sobald sie ihn sahen, riefen sie ihm zu, er solle sich zur Wehr setzen; allein Herr von Rantzau, der den König zu verrathen fürchtete und der Meinung war, seine Gegner könnten sich in der Person irren, weil er sich nicht

entsinnen konnte, mit Jemand in Fehde zu stehen, nannte seinen Namen und sagte, wenn sie es wirklich mit ihm zu thun haben wollen, so sei er bereit, ihnen Genugthuung zu geben; nur bitte er sie, ihm eine halbe Stunde zu vergönnen, damit er dem Könige in einer sehr dringenden Angelegenheit Bericht erstatten könne. „Nein, nein," rief der Gardeoffizier, „Sie werden mir nicht entwischen: vertheidigen Sie sich. Sie haben mir meine Geliebte geraubt, ich will Ihnen das Leben nehmen, oder Sie tödten mich." Herr von Rantzau sah sich genöthigt, den Degen zu ziehen. Der König ließ ihn gewähren, so lange der andere Offizier ebenfalls Zuschauer blieb. Als aber dieser seinem Kameraden zu Hülfe kam, zog er ebenfalls vom Leder, stürzte sich auf den zweiten Offizier und versetzte ihm einen so derben Stich in den Arm, daß er seinen Degen fallen ließ. Während er ihn aufhob, fuhr ein Wagen mit brennenden Laternen vorbei. Der entwaffnete Offizier erkannte den König; er rief seinem Bruder zu, er solle einhalten, warf sich auf die Kniee und sagte: „Sire, ich habe den Tod verdient; ich wäre zu glücklich, wenn ich ihn von der Hand Eurer Majestät empfinge. Ich bitte nicht um Gnade, weil ich einsehe, daß mein Fehler unverzeihlich ist." — „Sie täuschen sich," antwortete der König; „bei mir sind alle Fehler verzeihlich, wenn sie nicht von schlechtem Herzen zeugen. Ich entschuldige Sie, weil ich überzeugt bin, daß Sie es nicht auf

mich abgesehen hatten. Aber ich befehle Ihnen Beiden, Rantzau um Verzeihung zu bitten, weil Sie ihn beschimpft haben, und ihm künftig mit aller gebührenden Achtung zu begegnen." Er verwies ihnen hierauf ihre Handlungsweise und verbot ihnen bei Strafe seines Zorns, von diesem Abenteuer zu sprechen. Sodann zog er sich zurück, und die beiden Offiziere blieben erschreckt und zugleich gerührt durch seine Güte stehen.

Am andern Tag baten sie Herrn von Rantzau um Verzeihung und ersuchten ihn, ihnen den Abschied zu verschaffen, indem sie nach ihrem Vergehen doch kein Avancement zu hoffen hätten. Herr von Rantzau trug es dem Könige vor. Dieser ließ die Offiziere vor sich rufen und sagte zu ihnen: „Ich habe Ihnen meine Verzeihung bereits zugesichert, und wenn ich Sie jetzt kommen lasse, so geschieht es, um mich über Ihren Mangel an Vertrauen auf mein Wort zu beschweren. Führen Sie sich anständig auf und seien Sie versichert, daß ich Ihr Glück machen werde." Er entließ sie, indem er ihuen die Hand zum Kusse bot, und schickte Jedem ein Geschenk von hundert Dukaten.

Indeß merkte Frau von Kosel leicht, daß der König ihr nicht mehr mit derselben Wärme zugethan war, wie früher. Sie zweifelte keinen Augenblick daran, daß irgend eine neue Maitresse um den Weg seyn müsse; allein trotz der angestrengtesten Bemühungen konnte sie ihre Nebenbuhlerin nicht entdecken. Nach

langen Nachforschungen sagte ihr ein Kammerdiener des Königs, Seine Majestät bringe häufig mehrere Stunden mit einem jungen Menschen zu, dessen große Schönheit, so wie die geheimnißvolle Art, wie er eingeführt werde, auf ein verkleidetes Frauenzimmer schließen lasse. Diese Nachricht klärte auf Einmal alle ihre Zweifel auf, allein ihre Lage wurde dadurch nicht besser. Da sie von Natur stolz war, so kam es sie äußerst sauer an, den Weg der Güte einzuschlagen; allein sie hatte noch nie Streitigkeiten mit dem Könige gehabt und wollte als verständige Frau nicht gegen ihn losbrechen, wenn sie ihn nicht überführen konnte. Sie sann eben ihren Operationsplan aus, als der König in ihr Zimmer trat. Da er sie sehr traurig fand, fragte er sie, warum sie seit einiger Zeit so niedergeschlagen sei und beständig weine. Sie antwortete mit einer Stelle aus einer Tragödie:

Wohl sind die Augen thränenvoll,
Der Grausame will ja, daß ich sterben soll.

Bei diesen Worten erröthete der König und sagte, sie zärtlich anblickend: „Was sollen diese unverdienten Vorwürfe?" Sie erklärte sich sogleich mit großer Lebhaftigkeit und unter einem Strom von Thränen. Der König überrascht, sie so gut unterrichtet zu sehen, sagte, dieß sei Alles grundfalsch. Das angebliche Mädchen, von dem sie spreche, sei ein Neffe des Herrn von Brebendofski, Castellans von Culm, durch den ihn dieser Senator von den Umtrieben der polni=

schen Rebellen in Kenntniß setzen lasse; es sei wahr, daß er ihn in seinem Zimmer zurückgehalten habe, aber nur so lange, bis er dem Castellan geantwortet, sonst habe er noch nie von diesem Knaben gehört, und wenn derselbe ein verkleidetes Mädchen gewesen wäre, für das er Zuneigung hätte, so wäre es ihm ja wohl auf die eine oder andere Art möglich gewesen, zu ihr zu kommen; allein man wolle offenbar ihr Waffen in die Hand geben, um sich selbst unglücklich zu machen, indem er Nichts mehr hasse als Erörterungen und Streitigkeiten. Die Gräfin, durch dieses hartnäckige Läugnen gereizt, wurde äußerst leidenschaftlich. „Gut," sagte sie, „ich glaube Ihnen. Aber ich erkläre Ihnen, Sire, daß ich nicht das Schicksal Ihrer früheren Maitressen haben will. Ich habe um Ihretwillen einen Gemahl verlassen und meinen guten Namen verloren, und dieß Alles, weil Sie mir ewige Treue schworen. Sie werden mich nicht hintergehen, ohne daß es Ihnen das Leben kostet; ich werde Ihnen mit einer Pistole den Kopf zerschmettern, sodann die tödtliche Waffe gegen mich kehren und mich strafen, daß ich die Schwachheit hatte, Sie zu lieben."

So lächerlich diese Leidenschaftlichkeit der Gräfin war, so fühlte der König doch inniges Mitleid mit ihr; er beruhigte sie ein wenig und blieb sehr lange bei ihr. Er sann eben auf Mittel, die unmäßige Eifersucht seiner Maitresse zu beschwichtigen, als ein Courier die Nachricht brachte, die Schweden rücken in starken

Tagmärschen gegen Warschau vor. Jetzt beschäftigten ihn andere Sorgen. Er mußte fliehen, da die Polen so feig waren, das Joch eines Karls XII. der sanften Regierung eines Friedrich August vorzuziehen. Sie verließen ihn, und die wenigen Treugebliebenen waren nicht im Stande, ihn auf dem Throne zu behaupten, und wollten doch nicht zugeben, daß er seine sächsische Armee in's Land kommen ließ. Der großherzige König sah sich jetzt ganz auf sich allein beschränkt und setzte alle Triebfedern der feinsten Politik in Bewegung, um die Fortschritte seines Gegners zu hemmen. Er zog sich nach Krakau zurück, sammelte dort ein Armeecorps und ließ die Sachsen kommen; und als er sich stark genug glaubte, um seine Kräfte mit dem unversöhnlichen Karl messen zu können, zog er ihm entgegen, um ihm die Entscheidungsschlacht anzubieten. Ehe er sich an die Spitze seiner Armee stellte, schickte er Frau von Kosel nach Sachsen zurück. Der Abschied war von seiner Seite zärtlich, jedoch ohne Schwäche. Frau von Kosel beschwor den König, zu erlauben, daß sie um seine Person bleibe. „Ich werde Mannskleider anziehen," sagte sie, „ich werde an Ihrer Seite kämpfen. Mein Blut und mein Leben hat für mich wenig Werth; ich bin bereit, es für Sie zu opfern." — Nein, Madame," antwortete der König; „Ihr Leben ist für mich zu kostbar, schonen Sie es. Verlangen Sie nicht, daß ich das Theuerste, was ich habe, Sie und meine

Krone, dem unzuverlässigen Schlachtenglück aussetze. Gehen Sie nach Dresden; wenn ich Sie in Sicherheit weiß, so werde ich muthiger streiten, und da das Vergnügen, Sie wieder zu sehen, der erste Preis des Siegs seyn wird, so wage ich's, ihn mir zu versprechen." Die Gräfin willigte endlich ein, benützte aber die zärtlichen Augenblicke vor ihrer Abreise, um den König zu fragen, ob ihr Verdacht gegründet gewesen sei. Der Monarch, der nicht mehr an Henriette dachte, die in Warschau zurückgeblieben war, gestand ihr das ganze Abenteuer. Frau von Kosel verhehlte ihren Aerger und beschloß, Herrn von Rantzau ihrer Rache zu opfern.

Endlich reiste sie nach Dresden, wo sie in der That eine wichtigere Rolle spielte, als der Fürst von Fürstenberg, den Friedrich August als Vizekönig zurückgelassen hatte. Der König zog Karl XII. entgegen. Die zwei Monarchen trafen sich auf der Ebene von Clissau. Die Schlacht wurde geliefert. Beide Könige verrichteten Wunder der Tapferkeit, aber endlich neigte sich die Wagschale auf die Seite Karls, der einen vollständigen Sieg erfocht. Friedrich August zog sich nach Krakau zurück, gab aber, vom Sieger verfolgt, diesen Platz auf und eilte nach Lublin, wo er einem Reichstage anwohnte, auf dem Nichts entschieden wurde. Von da begab er sich nach Sachsen. In Dresden angekommen, traf er Frau von Kosel in Kindesnöthen. Dieß hinderte ihn nicht,

sogleich zu ihr zu gehen. Seine Gegenwart war für sie sehr wohlthätig, und einige Augenblicke nachher gebar sie eine Tochter, die man dem Könige brachte, der sie küßte und sein Kind nannte. Frau von Kosel hatte so sehr gelitten und war so schwach, daß sie mit dem Könige nicht sprechen konnte; sie drückte ihm die Hände und blickte ihn zärtlich an. Der König war so gerührt, daß ihm Thränen in's Auge traten. Als ihre Schmerzen ein wenig nachgelassen hatten, überhäufte ihn die Maitresse mit Liebkosungen. Der König fragte sie, ob sie ihn noch liebe, seitdem er besiegt sei. „Ich würde Sie lieben," rief sie mit größerer Anstrengung, als für ihren geschwächten Zustand gut war, „ich würde Sie lieben, und wären Sie in Ketten gebunden."

Während der sechs Wochen, die sie das Bett hütete, brachte der König seine Tage an ihrem Kopfkissen zu, und hatte alle mögliche Aufmerksamkeiten für sie. Eines Tags, als sie mit einander plauderten, kam Herr von Bose, Minister und Staatssekretär, dem Könige über einige so eben eingegangene Depeschen Bericht abzustatten, und überreichte ihm einen Brief aus Warschau. Der König lächelte und erröthete, als er ihn las. Frau von Kosel fragte ihn, um was es sich handle, und wünschte den Brief zu sehen. Der König weigerte sich, ihn zu zeigen. Dieß steigerte ihre Neugierde dergestalt, daß sie plötzlich aus dem Bette sprang und dem König den Brief aus der Hand riß.

Bei dieser Gelegenheit enthüllten sich vor dem Könige und Herrn von Bose Reize, die eine sittsame Frau nur ungern ihren Gemahl sehen läßt. Frau von Kosel fand, daß der Brief von Henrietten war, die dem Könige anzeigte, daß sie eine Tochter geboren habe, und ihn fragte, was sie mit dem Kinde machen solle. „Es ersäufen!“ rief die Maitresse, „und könnte ich nur die Mutter auch in's Wasser werfen!“ Der König lachte laut über diesen tollen Einfall; allein Frau von Kosel nahm die Sache sehr ernst auf und erklärte ihm, sie würde, wenn er diesem Geschöpfe antworten und das besagte Kind anerkennen wollte, sogleich Post nehmen, nach Warschau reisen und Mutter und Kind erwürgen. Um Frieden zu haben, versprach der König, weder an Henrietten noch an ihre Tochter zu denken. Später jedoch erkannte er dieses damals so verachtete Kind an; es wurde ihm das liebste von allen seinen Kindern; er gab ihm den Titel einer Gräfin von Orzelska und verheirathete es an einen jüngern Prinzen des Hauses Holstein-Beck.

Indeß hatte diese so eifersüchtige Maitresse fortwährend Anbeter, deren Weihrauch ihr nicht unangenehm war. Es ist wahr, daß sie dieselben nur als Opfer empfing, die sie dem Könige oder ihrem Interesse jeden Augenblick zu schlachten bereit war. Einer dieser Liebhaber war der Graf von Lecherenne, ein Edelmann aus Savoyen, der mit seinem Bruder,

einem Maltheserritter, sein Glück zu suchen, nach Dresden gekommen war. Die beiden Brüder hatten sich gleich Anfangs bei Frau von Kosel einzuschmeicheln gesucht; dieß war das einzige Mittel, zum Zweck zu gelangen, da die Maitresse willkührlich über Ehrenstellen und Gnaden verfügte. Sie verschaffte ihnen den Titel als königliche Kammerherrn. Während die Maitresse allein in Dresden war, hatten sich diese Herrn in ihrer Gunst festzusetzen gewußt, besonders der Graf, der ein Mann von hohem Wuchs und schöner Gestalt war, einschmeichelnde Manieren, einen geschmeidigen und gefälligen Charakter, und einen feinen, über alle Bedenklichkeiten erhabenen Geist hatte. Die Auszeichnung, womit Frau von Kosel ihm begegnete, wurde von ihren Feinden übel gedeutet. Da sie ihr nicht schaden konnten, wenn sie nicht den König gegen sie einnahmen, so thaten sie ihr Möglichstes, um ihn zu überzeugen, in welchem Mißverhältniß die Gunstbezeugungen, die er von seiner Maitresse erhalte, zu seiner Liebe stehen. Diese Saite durfte nur mit zarten Fingern berührt werden, aber abgesehen davon, daß die Personen, die es übernahmen, das Vertrauen des Königs besaßen, so gingen sie auch so geschickt dabei zu Werke, daß ihre geheime Absicht nicht durchschaut werden konnte. Um besser zu ihrem Ziele zu gelangen, stellten sie dem Könige vor, wie wenig Ehrerbietung Frau von Kosel bei dieser und jener Gelegenheit gegen ihn an den Tag

gelegt habe, und gaben sich dabei ein so uneigennütziges Ansehen, daß der König bei all' seinem Scharfblick viele Mühe hatte, sich durch diese scheinbare Aufrichtigkeit nicht hintergehen zu lassen.

Da solche Zuflüsterungen nicht den gewünschten Eindruck auf den König machten, so nannten ihm die Feinde der Frau von Kosel, an deren Spitze der Fürst von Fürstenberg stand, den Grafen Lecherenne als den Nebenbuhler, den er zu fürchten hätte. Er ging zu seiner Maitresse, in der Absicht, sie zur Rede zu stellen. Er fand sie in ihrem Kabinet, in Betrachtung eines Gemäldes, das seine Krönungsfeier vorstellte, versunken. „Wie, Madame," redete er sie in höhnischem Tone an, „Sie haben noch die Gnade, Ihre Augen auf mein Porträt zu heften? oder Sie betrachten vielleicht etwas Anderes an diesem Gemälde?" — „Ich glaube, Sire," antwortete sie, „ein Mann wie Sie hat nicht zu fürchten, daß man seine Augen auf einen andern Gegenstand richtet, und wenn Sie es auch mit der allerflatterhaftesten Frau zu thun hätten, so müßten doch Ihre ausgezeichneten Verdienste Sie über jeden Verdacht erheben." — „Bis jetzt," erwiederte der König, „habe ich mir damit geschmeichelt; „allein man täuscht sich oft, und wer nach dem blosen Schein urtheilt, ist nie vor Irrthum sicher." Aus diesen Worten sah Frau von Kosel, daß der König eifersüchtig sei; sie fühlte eine geheime Freude darüber, es

war ein Beweis, daß er sie liebte. Indeß stellte sie sich beleidigt und sagte: „Ich weiß nicht, Sire, was Sie mit diesen dunkeln Worten sagen wollen; und wenn Sie sich nicht deutlicher ausdrücken, so können Sie keine Rechtfertigung von mir erwarten.“ — „Sie wäre vielleicht schwieriger, als Sie glauben,“ versetzte der König mit einer ernsten Miene, die Frau von Kosel zu beunruhigen anfing; „ich kann Sie vielleicht einiger Sachen überführen, von denen Sie ohne Zweifel nicht gewünscht haben, daß sie mir zu Ohren kommen sollten.“ Sie beantwortete diese Vorwürfe mit Zeichen einer ungewöhnlichen Zärtlichkeit: sie setzte Alles in Bewegung, was nur die leidenschaftlichste Liebe eingeben kann, und die Thränen, die ihre Worte begleiteten, rührten das Herz des erzürnten Liebhabers. Als sie ihn wieder beruhigt sah, bat sie ihn, ihr die Veranlassung zu diesen unerwarteten Aeußerungen zu entdecken; sie schwor, die ganze Wahrheit gestehen zu wollen, und fügte hinzu, im Fall sie sich auch schuldig fühlte, so hätte sie doch so viel Vertrauen auf ihn und seine Liebe, um Verzeihung von ihm zu hoffen, wenn sie einer Schwachheit fähig gewesen wäre. Der König gestand Alles, was man ihm zu ihrem Nachtheil gesagt hatte. Sie läugnete nicht, daß der Graf von Lecherenne ihr Liebeserklärungen gemacht, behauptete aber, dieselben sogleich zurückgewiesen zu haben. Sie sagte, sie würde ihn auf immer von ihrem Angesichte verbannt ha-

ben, weil sie aber viel Geist bei ihm gefunden und während seiner Abwesenheit von der tödtlichsten Langweile geplagt werde, so habe sie ihn ohne Verbrechen sehen zu können geglaubt, namentlich da sie ihm das Versprechen abgenommen, nie wieder von Liebe zu reden. Der König tröstete sie und versprach, künftig nie mehr auf solche Zuflüsterungen zu achten; man solle die Liebe, die er ihr geschworen, nicht durch lächerliche und ungegründete Besorgnisse aus seiner Seele verdrängen, und sie könne sich in dieser Beziehung ganz auf sein Wort verlassen. „Ach, Sire," sagte sie weinend, „wenn Eure Majestät zugeben, daß die Lästerung so nahe zu dem Thron tritt, so ist zu besorgen, daß sie in Zukunft selbst Ihre Person nicht verschont und sogar das Heiligste antastet." — „Seien Sie beruhigt," versetzte der König; „ich werde schon Ordnung zu schaffen wissen." Sie bat ihn dringend, ihr ihre Verleumder zu nennen; allein der König wollte sich nicht dazu verstehen. „Es genüge Ihnen," sagte er, „daß ich sie als böse Zungen betrachte, denen ich nie glauben werde." Er verließ sie fest überzeugt von ihrer Unschuld und sehr aufgebracht gegen seine Rathgeber, besonders aber gegen Lecherenne, dem er sogleich den Befehl zuschickte, seinen Dienst und Dresden zu verlassen.

Der in Ungnade gefallene Edelmann wollte vor seiner Abreise Frau von Kosel noch einmal sehen; er erschien vor ihrer Wohnung, allein sie ließ ihm sa-

gen, daß sie Leute, welche der König verbanne, nicht empfangen könne. Um ihn jedoch nicht ohne Zeichen ihrer Theilnahme scheiden zu lassen, schickte sie ihm einen Ring, den sie kurz vorher von dem Könige zum Geschenk erhalten hatte. Einige Tage später bemerkte der König, als sie sich ankleidete, daß sie diesen Ring nicht hatte, und fragte, wo er sei. Sie stellte sich verwundert, ihn nicht zu haben, und fragte ihre Frauen darüber, die, da sie nicht unterrichtet waren, die unglückliche Antwort gaben, sie hätten ihn seit vier oder fünf Tagen nicht mehr gesehen. Da dieß gerade die Zeit der Abreise des Grafen von Lecherenne war, so zweifelte der König nicht, sie habe ihm den Ring beim Abschied gegeben. Dieser Gedanke weckte seine Eifersucht in dem Grade, daß er ungewöhnlich leidenschaftlich wurde und die Gräfin mit Vorwürfen überhäufte, die sie mit mehr Geduld anhörte, als wenn sie sich unschuldig gewußt hätte.

Während diese kleinen Zwistigkeiten den König und seine Maitresse beschäftigten, hatte Karl XII. die polnische Krone dem Woywoden von Posen, Stanislaus Leczinski in Warschau aufgesetzt und rückte mit diesem neuen König, als einem glänzenden Siegeszeichen gegen Sachsen vor. Friedrich August, der ihnen keine Armee entgegenzustellen hatte, sah sich genöthigt, den Frieden zu unterzeichnen, den sein unversöhnlicher Gegner ihm vorzuschreiben beliebte. Deßungeachtet zog der König von Schweden in Sach-

sen ein und hob unermeßliche Kriegssteuern aus. Jedermann weiß, daß dieser Fürst Sachsen in der Absicht verließ, den Czar zu entthronen; ebenso bekannt ist der schlechte Erfolg seines Unternehmens, und wie er selbst eines der merkwürdigsten Beispiele der Unbeständigkeit des Glücks und der Hinfälligkeit aller menschlichen Größe wurde.

Friedrich August erschien immer groß, sogar mitten im Unglück. Man hörte aus seinem Munde nie eine Klage über sein Schicksal und den Undank der Polen. Frau von Kosel, welche fürchtete, er möchte geheime Leiden haben, gab sich alle Mühe, ihn zu zerstreuen, und Feste folgten auf Feste. Der König liebte die Vergnügungen, ließ sich aber nicht von ihnen hinreißen: der Krieg hatte Reize für ihn, und da ihm der Stand seiner Angelegenheiten nicht gestattete, ihn gegen den Usurpator seiner Krone nach Polen zu spielen, so suchte er ihn in Flandern bei der Armee der Verbündeten auf. Er bewahrte dort ein Incognito und bediente sich der Equipagen des Prinzen Eugen von Savoyen. Alle Nationen, aus denen diese Armee zusammengesetzt war, bewunderten seine große Erfahrenheit in der Kriegskunst und seinen Muth. Er setzte sich mehrere Male so unvorsichtig aus, daß der Prinz Eugen und der Herzog von Marlborough sich die Freiheit nahmen, ihm Vorstellungen zu machen. Er antwortete ihnen lachend, im Kriege

müsse man Kalvinist seyn und an Prädestination glauben.

Nachdem er sich eine vollkommene Kenntniß der Lage der Dinge erworben hatte, beschloß der Monarch in der Voraussicht, daß die Belagerung von Lille sich in die Länge ziehen würde, auch wenn die Franzosen keine neuen Versuche zum Entsatze der Stadt machten, nach Sachsen zurückzukehren. Er reiste über Brüssel und gab sich in dieser Stadt, um alles lästige Ceremoniel zu umgehen, für einen Grafen von Torgau aus. Noch am Abend seiner Ankunft besuchte er das Opernhaus. Dort sah er eine Tänzerin, Namens Duparc, die Schönheit und Grazie hatte und anerkannt eine der besten Tänzerinnen außerhalb Frankreichs war. Sie gefiel dem König: er ließ ihr ein Abendbrod bei Vernus, einem berühmten Traiteur, anbieten. Die Partie wurde angenommen. Die Duparc erschien in Begleitung von drei Theaterprinzessinnen; der König, als Graf von Torgau, hatte die Herren von Vitzthum und von Bauditz, und den Grafen von W... in seinem Gefolge. Bei Tische vollendete die Duparc, die äußerst liebenswürdig war, namentlich wenn sie das Glas am Munde hatte, die Eroberung des Königs. Er sagte ihr hundert Schmeichelcien und gefiel der Schönen, die Geschmack hatte, ebenfalls sehr. Aus französischer Eitelkeit aber, welche nur Franzosen für Männer von Geist hält, wollte sie sich nicht

überzeugen lassen, daß der Graf von Torgau ein Deutscher sei. „Sie sind Franzose," sagte sie zu ihm; „Sie haben ganz den Geist, die Miene und die feine Bildung eines Franzosen." — „Nein wahrhaftig," antwortete der König, „ich bin ein guter Sachse, der Alles sagt, wie er es denkt, und jedem Ding seinen rechten Namen gibt." — „Ach!" versetzte die Duparc, „Sie sind aus Sachsen, bitte, erzählen Sie mir von Ihrem König; ich habe ihn als einen unvergleichlichen Fürsten schildern gehört." Sie fügte hinzu, sie plage schon seit zwei Jahren eine alte Tante, die bei der französischen Schauspielertruppe in Dresden sei, ihr eine Anstellung daselbst zu verschaffen, habe aber jedesmal zur Antwort bekommen, es gebe keine erledigte Stelle. Der König erwiederte, ihre Tante habe hierin offenbar Unrecht, sie könnte sehr leicht ein Engagement als erste Tänzerin erhalten; und wenn sie immer noch die Absicht habe, nach Dresden zu gehen, so wolle er für ihre gute Aufnahme und Anstellung besorgt seyn. Die Duparc nahm das Anerbieten an. Der König sagte, er reise am nächsten Tage ab und biete ihr einen Platz in seinem Wagen an; allein sie dankte ihm unter dem Vorwand, daß einige Geschäfte sie in Brüssel zurückhalten. Sie versprach, ihm nach einem Monat zu folgen. Der König gab ihr, um sie fester an ihr Wort zu binden, eine Börse von tausend Dukaten zum Reisegeld. Er wünschte eine kleine Erkenntlichkeit dafür zu er-

halten, allein die Duparc sagte in ihrem muntern Tone: er habe zwar den Geist und auch die Lebhaftigkeit eines Franzosen, deßungeachtet müsse sie ihm sagen, daß sie, obschon keine Vestalin, sich Niemanden an den Hals werfe; zuvor müsse ihr Herz gewonnen seyn, dann liebe sie mit der größten Aufrichtigkeit; bevor sie jedoch eine Verbindlichkeit eingehe, wünsche sie den Charakter derjenigen kennen zu lernen, denen sie ihr Herz schenke. Der König suchte diese Grundsätze zu bekämpfen, allein vergebens. Seine Neigung zu der schönen Tänzerin wurde dadurch nur um so mehr gesteigert. Er beschwor sie, ihre Reise nach Dresden zu beschleunigen: sie versprach es ihm, und beim Abschied steckte er ihr einen kostbaren Ring an den Finger.

Am andern Tag reiste der König ab und war in kurzer Zeit in Dresden. Er traf Frau von Kosel zum zweiten Mal als Wöchnerin; sie hatte ihn abermals mit einer Tochter beschenkt. Die Maitresse beklagte sich bitter über den Statthalter Fürsten von Fürstenberg und den Feldmarschall Grafen von Flemming, die ihr nicht mit der gebührenden Ehrfurcht begegnet seien. Diese Herren hatten allerdings den Instruktionen des Königs gemäß einigen Befehlen nicht gehorcht, die Frau von Kosel zu erlassen sich berechtigt glaubte. Der König, der dergleichen Zwistigkeiten nicht liebte, brachte eine scheinbare Versöhnung zwischen seiner Maitresse und seinen Mini-

stern zu Stande; allein weder Frau von Kosel noch die Minister vergaßen ihren Groll, im Gegentheil suchten sie sich bei jeder Gelegenheit zu schaden.

Der König lebte mit Frau von Kosel in gutem Einverständniß; keine Eifersucht störte sie, bis die Duparc ihre Ruhe zu nichte machte. Seine Majestät war in Moritzburg, als sie nach Dresden kam; sie fragte überall nach dem Grafen von Torgau, allein Niemand wollte von ihm wissen. Ihre Tante führte sie zu Herrn von Murdachs, Kammerherrn und Oberintendanten des Theaters. Er empfing sie ganz anders, als er sonst bei Schauspielern gewohnt war; er sagte ihr, er habe Befehl vom König, sie unter die Hoftänzerinnen aufzunehmen, ihr eine Wohnung anzuweisen und sie mit allen nöthigen Möbeln zu versehen; auch wünsche Seine Majestät, daß sie zum ersten Mal in den „Vergnügungen der Prinzessin von Elis" auftrete, welches Stück die Schauspieler auf die Rückkehr des Königs einstudiren. Die Duparc war über diesen huldvollen Empfang entzückt und verwundert; sie bezeugte Herrn von Murdachs ihre Erkenntlichkeit und fragte ihn, durch welches ausgezeichnete Glück sie die Ehre habe, dem Könige bekannt zu seyn. Er antwortete, er glaube, daß sie dieß der Fürsprache des Grafen von Torgau zu verdanken habe. Mehr konnte das Fräulein nicht erfahren. Sie zog sich mit ihrer Tante zurück und beide Damen waren äußerst erstaunt über das, was

sie gehört hatten. Sie stellten jetzt allerlei Vermuthungen an, wer wohl der Graf von Torgau seyn möchte, allein sie wagten es nicht, auf den König zu verfallen, obschon sie ihn im Verdacht hatten. Die Eine fürchtete, zu viel zu sagen und ihrer Nichte allzusehr zu schmeicheln; die Andere fürchtete sich zu täuschen und dem Vorwurf der Eitelkeit auszusetzen. „Aber,“ sagte sie zu sich, „wenn es wirklich der König war, warum verbirgt er sich? warum gibt er kein Lebenszeichen von sich? welche Rücksichten hat er denn zu beobachten?“ So war sie in der peinlichsten Ungewißheit, bis sie den König im Theater erblickte.

An diesem Tage erhielt sie Morgens in aller Frühe eine mit karmosinrothem Sammt überzogene und mit goldenen Borten besetzte Kiste. Die Ueberbringer sagten, der Graf von Torgau habe sie geschickt, blieben aber auf alle ihre Fragen stumm und antworteten nur durch Zeichen. Als sie den Koffer öffnete, fanden sich darin zwei prächtige Kleider, eines für das Theater, das andere für sonstige Festlichkeiten; dabei alles mögliche Zubehör, so daß selbst die Schuhe nicht fehlten. Die Taschen waren voll Juwelen und Kostbarkeiten, worunter sich eine mit Gold reich verzierte Brieftasche befand. Sie öffnete sie und las darin ein Schreiben des Grafen, der sich entschuldigte, daß er sie noch nicht habe besuchen können; zugleich bat er sie, die Kleider als Vorzeichen der Güte zu betrachten, die er ihr erzeigen werde, und drückte am Ende den

Wunsch aus, bei ihr zu Nacht zu speisen. Die Duparc war äußerst erfreut, daß sie endlich den wahren Stand ihres Liebhabers erfahren sollte.

Sie kleidete sich mit aller Aufmerksamkeit eines Mädchens, das auf eine große Eroberung ausgeht, und erschien endlich im Theater mehr wie eine Königin, als wie eine Tänzerin. Alle ihre Genossinnen bewunderten sie und konnten nicht begreifen, woher sie diesen prachtvollen Anzug erhalten habe.

Der König ließ lange auf sich warten und kam endlich in Begleitung der Frau von Kosel. Die Duparc, die vor Ungeduld brannte, ihn zu sehen, hatte sich hinter einer Coulisse gegenüber von der Loge des Monarchen aufgestellt. Aber wer beschreibt ihr Entzücken, als sie in ihrem Liebhaber den König selbst erblickte! So freute sich Psyche, als sie in ihrem Befreier von dem unseligen Felsen den Liebesgott erkannte. Die schöne Tänzerin fiel vor Freude in eine Art Ohnmacht. Der König, der dieß sah, rief dem Schauspieler Beltour zu, er solle ihr zu Hülfe kommen, und reichte ihm ein Fläschchen Karmeliterwasser aus seiner Loge. Frau von Kosel fand diese Besorgtheit sehr unpassend und machte dem König Vorwürfe darüber. „Es scheint mir, Sire,“ sagte sie in spöttischem Tone zu ihm, „Sie gehen sehr verschwenderisch mit Ihrer Güte um, da Sie sich so außerordentlich für ein Geschöpf interessiren, das Ihnen gänzlich unbekannt ist und ohne Zweifel Ihre Auf-

merksamkeit nicht verdient." Der König antwortete gereizt: es sei wahr, daß man ihm seit längerer Zeit zu große Güte gegen Personen vorwerfen könne, die ihn mißbrauchen; er hoffe übrigens, die Duparc werde bescheidener seyn. Frau von Kosel fühlte sich getroffen, und wurde so leidenschaftlich, daß sie von hergelaufenen Dirnen sprach. Der König, der nicht den ganzen Hof zum Zeugen ihres Wortwechsels haben wollte, stand auf und ging in die Loge der Königin, bei der ihr Bruder, der Markgraf von Brandenburg-Bayreuth war. Frau von Kosel aber konnte ihren Aerger nicht verschlucken, sondern stellte sich unpäßlich und verließ das Schauspielhaus. Seine Majestät war nicht so gefällig, ihr zu folgen, und ließ sich auch nicht nach ihrem Befinden erkundigen, so daß sich die Maitresse vor Aerger nicht zu helfen wußte. Nachdem er sich einige Augenblicke mit der Königin unterhalten, ließ der König Herrn von Murdachs rufen und sagte ihm in's Ohr, er gedenke in seinem Hause zu Nacht zu speisen und lade hiemit Mademoiselle Duparc nebst drei andern Schauspielerinnen, die er nannte, dazu ein.

Nach dem Schauspiel ging er zu Herrn von Murdachs. Die Duparc erschien in dem Staatskleide, das der angebliche Graf von Torgau ihr geschickt hatte. Der König ging ihr entgegen, so bald er sie sah: sie fiel auf die Kniee nieder und dankte ihm für seine unendliche Güte. Der König hob sie

auf, umarmte sie und sagte, sie dürfe sich nicht zu seinen Füßen finden; er würde dieß nie zugeben, wenn er auch nicht die zärtlichen Empfindungen für sie hätte, vor denen jeder Standesunterschied verschwinde. Auf diesen Eingang folgten tausend Versicherungen der zärtlichsten Liebe. Die Duparc konnte sich von ihrem Staunen nicht erholen, sie glaubte zu träumen, da sie einen König als Liebhaber vor sich sah, und zwar einen liebenswürdigen, fein gebildeten und großmüthigen König, der sie mit derselben Achtung behandelte, wie wenn sie eine Prinzessin gewesen wäre.

Das Souper war nicht so heiter, als man geglaubt hatte. Der König und die Duparc sprachen leise zusammen und gingen, als der Nachtisch aufgetragen wurde, in ein anstoßendes Zimmer. Die andern Damen waren verblüfft, und so gut sie auch gewöhnt waren, Königinnen und Prinzessinnen vorzustellen, so wußten sie sich doch an der Tafel eines Königs nicht recht zu finden. Sie wurden indeß besserer Laune, als die Duparc mit dem Könige zurückkam und ihnen sagte, Seine Majestät schenke Jeder von ihnen ein Kleid und hundert Pistolen.

Von diesem Tage an war die Duparc die geheime Maitresse des Königs; denn Frau von Kosel blieb die regierende, da sich der König ihrem Einflusse nicht zu entziehen vermochte. Es entging ihr nicht, daß der Monarch die Duparc besuchte, doch machte sie ihm keine harten Vorwürfe darüber, sei es

nun, daß sie diese für keine gefährliche Nebenbuhlerin hielt, oder daß sie durch zu weit getriebene Eifersucht ihren Liebhaber mißmuthig zu machen fürchtete. „Sie denken selbst Chimären aus, um sie zu bekämpfen," antwortete der König; „denn aufrichtig zu sprechen, worüber haben Sie sich zu beklagen? Finden Sie mich weniger zärtlich, weniger freigebig, weniger offen gegen Sie? Woraus schließen Sie, daß ich die Duparc liebe? Darf ich denn keine Frau sehen oder mit ihr sprechen, ohne in sie verliebt zu seyn? Ich verhehle Ihnen nicht: wenn ich Sie nicht unaussprechlich liebte, so würde ich Sie wegen Ihres Mißtrauens verlassen." Frau von Kosel war entzückt, daß der König sich so viele Mühe gab, sich zu rechtfertigen; sie antwortete scherzend: „Ich weiß recht gut, daß ich Ihnen mit meinen Vorwürfen zur Last falle; ich weiß aber auch, daß ich auf Ihre Galanterien nicht aufmerksam genug seyn kann, und daß Sie immer Mittel finden werden, mich und dreißig andere nicht minder mißtrauische Frauen zu hintergehen." Durch solche freundschaftliche Vorwürfe und Rechtfertigungen erhielten der König und Frau von Kosel ihre Liebe frisch, welche die Länge der Zeit sonst vielleicht zerstört oder wenigstens geschwächt hätte.

Um diese Zeit kam Friedrich IV., König von Dänemark, den die Sehnsucht nach Italien, wo er sich in seiner Jugend so wohl gefallen, zum zweiten Male aus seinem Lande getrieben hatte, auf dem Rück-

weg in die Heimath nach Dresden, um dem Könige von Polen und Ihrer Königlichen Hoheit, der Mutter des Königs und seiner Tante, einen Besuch abzustatten. Seine Dänische Majestät wurde mit aller bei solchen Gelegenheiten üblichen Pracht und Feierlichkeit empfangen. Der König schickte ihr die Prinzen von Geblüt, den Fürsten von Fürstenberg, die Grafen von Flemming und von Pflug nebst mehreren Kammerherrn und hohen Militärbeamten entgegen. Er selbst fuhr dem hohen Gaste zwei Meilen weit entgegen und brachte ihn wie im Triumphe nach Dresden. Die Königin und Ihre Königliche Hoheit erwarteten ihn am Fuße der Haupttreppe und nahmen ihn nach der ersten Begrüßung in ihre Mitte. Der König von Polen ging allein. Man führte ihn in den großen Salon, wo die Königin ihm die ausgezeichnetsten Damen des Hofs vorstellte. Frau von Kosel befand sich nicht unter denselben, da der König seiner Gemahlin die Kränkung ersparen wollte, sie dem Könige von Dänemark vorstellen zu müssen, und sie selbst diesem Fürsten nicht öffentlich vorgestellt zu werden wünschte. Nachdem sich derselbe einige Augenblicke mit der Königin und Ihrer Königlichen Hoheit unterhalten hatte, ging er mit dem Könige in das für ihn bestimmte Zimmer, und von da begaben sich beide Monarchen zu Frau von Kosel. Sie blieben bei ihr bis zur Stunde des Soupers, das überaus prachtvoll war. Der König von

Dänemark saß zwischen dem König und der Königin. Als er zum ersten Male trank, wurden vierundzwanzig Kanonen abgefeuert. Ueberdieß war für eine trefflich besetzte Musik gesorgt. Unter den Damen, die um die Tafel standen, zeichnete sich Frau von Kosel durch ihre von Diamanten strahlende Kleidung aus. Der König von Dänemark wollte nicht zugeben, daß sie stehe, und bat seinen hohen Gastfreund, ihr einen Sitz anweisen zu lassen; man brachte ihr ein Tabouret, wodurch sich die andern Damen alle höchlich beleidigt fühlten.

Die folgenden Tage vergingen unter Festlichkeiten, und die vierzig Tage, die sich der König von Dänemark in Dresden aufhielt, waren alle durch irgend ein neues Schauspiel bezeichnet, dessen Pracht allgemeine Bewunderung erregte. Frau von Kosel spielte bei allen diesen Festen eine Hauptrolle; überall sah man ihre Chiffern und ihre Devise, und die beiden Könige thaten ihr bei allen Ritterspielen die Ehre an, ihre Farben zu tragen. Nie hat sich eine fürstliche Maitresse größerer Ehrenbezeugungen rühmen können.

Die beiden Könige besuchten miteinander Ihre Königliche Hoheit in Lichtenberg. Von da gingen sie nach Pretsch, wo die Königin sie auf's Glänzendste empfing. Hierauf begaben sie sich nach Potzdam zu Friedrich I., König von Preußen, der durch die Art, wie er seine Gäste aufnahm, den Beinamen des Prachtliebenden vollkommen rechtfertigte. Beide Kö-

nige zeigten sich gleich galant gegen die Damen des preußischen Hofs, und obschon der König von Dänemark nicht die einnehmende Gestalt Friedrich Augusts hatte, so liebte er doch das schöne Geschlecht nicht minder und war selten ohne Maitresse. Es gab sehr schöne Frauen an diesem Hofe, allein sie hatten nicht den Geist der Galanterie, durch den sich die sächsischen Damen auszeichneten, und schienen unempfindlich für die Bemühungen der beiden Könige. Die Gräfin von Wartenberg, Gemahlin des ersten preußischen Staatsministers, hätte den König von Polen sehr gerne an sich gezogen; sie leistete ihm jeden erdenklichen Vorschub: da sie aber, abgesehen von ihrem Teint, keine ausgezeichnete Schönheit war und ihr Betragen nicht undeutlich an ihre niedrige Geburt *) erinnerte, so konnte der König keinen Geschmack an ihr finden. Er wußte, daß der englische Gesandte, Lord Raschu — später Graf Strafford — ihr Liebhaber war, und gab deßhalb dem Grafen von Vitzthum, der ihn auf ihr zuvorkommendes Betragen aufmerksam machte, zur Antwort, er wolle sich um ihretwillen nicht das Spiel mit der größten Seemacht verderben. Die Gräfin gerieth in Verzweiflung über seine Kälte; als eine äußerst eitle Frau hatte sie sich geschmeichelt, die Eroberung des Königs könne ihr nicht entgehen. Sie suchte jede Gelegenheit, ihn allein zu sprechen, allein der König wich ihr geflis-

*) Sie war die Tochter eines Schiffers von Emmerich.

sentlich aus. Endlich kam das Glück der Gräfin zu Hülfe. Der König von Polen war an den preußischen Hof gekommen, in der Absicht, Friedrich I. um seinen Beistand zur Wiedereroberung seines Throns zu bitten. Die Gelegenheit schien günstig; Karl XII. war so unvorsichtig in Rußland vorgedrungen, daß er ohne ein Wunder des Himmels besiegt werden mußte. Der König von Dänemark hatte ihm einen Angriff auf Schweden versprochen, und wenn Seine Preußische Majestät dieser Macht ebenfalls den Krieg erklärte, so konnte es ihm nicht fehlen, daß er seine Krone wieder erlangte. Er fand die preußischen Minister sehr abgeneigt, an seinem Kampfe Theil zu nehmen. Die Hauptsache war nun, den Grafen von Wartenberg zu gewinnen, der seinen Gebieter gänzlich beherrschte. Da er die Leidenschaft dieses Staatsmannes für seine Frau kannte, so war nothwendig, daß er sie in sein Interesse zog. Zu diesem Behuf mußte er sie besuchen, und es kostete ihn große Ueberwindung, bis er sich dazu entschloß; allein es war unumgänglich nothwendig. Er schickte daher Herrn von Vitzthum zur Gräfin und ließ ihr sagen, daß er sie auf den Nachmittag zu besuchen wünsche; da er aber von wichtigen Angelegenheiten mit ihr zu sprechen habe, so bitte er sie, allein zu seyn. Die Gräfin hielt pünktlich Wort. Er fand sie auf einem Ruhebette liegend, wie wenn sie unpäßlich gewesen wäre. In ihrem Zimmer war nicht mehr Licht, als

durch die geschlossenen Fenstervorhänge von karmosinrothem Tafft durchdringen konnte. Sie trug ein Negligé von grünem, silberdurchsticktem Tafft und hatte unter dem Vorwand, es sei zu schwül, Arme und Busen entblößt, welche wirklich ausgezeichnet schön waren. Sie entschuldigte sich bei dem Könige, daß sie ihn liegend empfange, und sagte, wenn es ihr nicht um die Ehre gewesen wäre, seine Befehle zu empfangen, so würde sie ihr Bett nicht verlassen haben, denn sie leide heftig an der Migräne. Der König drückte sein Bedauern aus, daß sie sich seinetwegen bemüht habe; er erklärte, er werde ihre Güte nicht mißbrauchen, und wolle ihr in wenigen Worten sagen, was ihn zu ihr geführt. Er erzählte ihr von seinen Planen und bat sie, ihren Gemahl zu veranlassen, daß er den König von Preußen zu seinen Gunsten stimme. Die Gräfin versprach Alles und begleitete ihre Antwort mit so vielen Versicherungen ihrer Zärtlichkeit, daß es Friedrich August, der in dieser Beziehung gewiß nicht zu streng war, wirklich zum Ekel wurde. Da ihn jedoch der Stand seiner Angelegenheiten nöthigte, einige Rücksicht für sie zu haben, so antwortete er ihr mit seiner gewöhnlichen Höflichkeit, ohne übrigens nur die entfernteste Veranlassung zu einem Liebeshandel geben zu wollen. Die Gräfin aber, die nun einmal aus dieser Unterhaltung Nutzen ziehen wollte, warf sich ihm um den Hals, schloß ihn fest in ihre Arme und zog ihn mit sich auf das Bett. Der Mo-

narch, der diese Frau blos verachtete, wußte nicht, wie er sich los machen sollte, als glücklicherweise der englische Gesandte, Lord Raschu, ihn aus der Verlegenheit riß. So streng auch Frau von Wartenberg ihren Leuten verboten hatte, während der Anwesenheit des Königs Jemand einzulassen, so glaubten diese doch mit einem so angesehenen Manne, wie der Gesandte, dem der Zutritt nie verweigert worden war, eine Ausnahme machen zu müssen, und ließen ihn eintreten, ohne ihm etwas von dem Besuche zu sagen, der bei der Gräfin war. Als der Gesandte den König in den Armen der Frau von Wartenberg erblickte, wollte er sich aus Ehrerbietung zurückziehen; dieser aber rief ihm zu: „Kommen Sie, Mylord, kommen Sie, Sie sind hier nicht überflüssig.“ Indeß hätte der Gräfin nichts Unangenehmeres begegnen können, als die Ankunft des Gesandten in diesem Augenblick. Die Verlegenheit auf beiden Seiten gewährte einen ziemlich lustigen Anblick. Der König war boshaft genug, sich eine Zeit lang daran zu weiden, und später vermied er sorgfältig jede Gelegenheit, mit Frau von Wartenberg allein zusammenzukommen; diese aber verwendete aus Rache wegen solcher Geringschätzung allen ihren Einfluß auf ihren Gemahl dahin, daß er Friedrich I. von der Verbindung mit dem Könige von Polen abhielt.

Nach achtzehntägigem Aufenthalt theils in Potzdam, theils in Berlin reisten die Könige von Däne-

mark und Polen, der Eine nach Kopenhagen, der Andere nach Dresden zurück. Hier erfuhr Letzterer wenige Tage nach seiner Rückkehr die Niederlage Karls XII. bei Pultawa, und daß er nunmehr keine Gegner mehr habe, die im Stande wären, ihm die Krone streitig zu machen. Die Fürstin von Teschen und Frau von Brebentau leisteten ihm bei dieser Gelegenheit wichtige Dienste, indem sie eine Menge polnische Herrn für seine Partei gewannen. Vor seiner Abreise nach Polen hatte er in Leipzig eine Zusammenkunft mit Friedrich I., König von Preußen, und eine andere in Marienburg mit dem Czar. Nachdem er die Huldigungen der polnischen Edlen entgegengenommen, kehrte er nach Dresden zurück, wo Frau von Kosel und die Duparc geblieben waren. Die Gräfin hatte sich indeß abermals mit sämmtlichen Ministern, namentlich dem Fürsten von Fürstenberg und dem Feldmarschall Grafen von Flemming veruneinigt. Letzterer war ein Mann von hochfahrendem Charakter, der glaubte, es müsse sich Alles vor ihm beugen, und wenn er dieß auch nicht von Frau von Kosel verlangte, so konnte er sich doch ebensowenig entschließen, von ihr Befehle anzunehmen: und eben dieß hatte die herrische Maitresse sich angemaßt. Der König wünschte sie abermals zu versöhnen, er nöthigte sie, einander zu sprechen; allein seine Bemühungen waren vergeblich. Die Maitresse und der Günstling geriethen in

seiner Gegenwart in den heftigsten Wortwechsel und trennten sich aller seiner Bemühungen ungeachtet, nachdem sie einander ewigen Haß geschworen.

Von diesem Tage an schmiedeten sie unaufhörlich Kabalen gegen einander. Der Fürst von Fürstenberg, obschon sonst nicht der beste Freund von Herrn von Flemming, arbeitete jetzt gemeinschaftlich mit ihm auf den Sturz der Gräfin. So standen die Sachen, als der König nach Warschau reiste. Frau von Kosel mußte, weil sie schwanger war, in Dresden zurückbleiben, dagegen begleitete Herr von Flemming den Monarchen. Es war ein bedeutender Fehler von Frau von Kosel, daß sie dieß zugab. In Warschau angekommen, besprach sich der Feldmarschall mit seiner Cousine, der Frau von Brebentau, über die Mittel, den König von seiner Maitresse zu entfernen. Sie kamen dahin überein, daß man ihm nothwendig eine andere geben müsse, und nach langer Berathschlagung fiel ihre Wahl auf die Gräfin von Denhoff, Tochter des Großmarschalls Bielinski. „Sie ist liebenswürdig genug,“ sagte Frau von Brebentau, „um gefallen zu können; allein sie hat zu wenig Geist, um ihn auf die Dauer zu beherrschen.“ Die Hauptsache war, den König verliebt zu machen und die Bedenklichkeiten der Dame zu heben. Letztere Schwierigkeit schien minder bedeutend; Frau von Brebentau nahm es über sich, die Grä-

sin für ihren Plan zu gewinnen. „Wenn sie sich weigern sollte," sagte sie, „so werde ich sie durch die Großmarschallin, ihre Mutter und meine vertraute Freundin, zur Vernunft bringen lassen; diese wird in Voraussicht der traurigen Lage, in die sie mit ihrer Familie nach dem Tode des Großmarschalls kommen kann, eine solche Gelegenheit, ihre Umstände zu verbessern, gewiß mit beiden Händen ergreifen." Den König verliebt zu machen schien bereits etwas schwieriger; denn so unbeständig und galant er war, so gefielen ihm doch nicht alle Frauen; er verlangte Lebhaftigkeit und Feuer, und eben dieß fehlte der Frau von Denhoff, die bei einem etwas matten Gesichte eine mädchenhafte Sittsamkeit affektirte und gerade das Gegentheil von dem war, was der König an seinen Maitressen liebte. Frau von Brebentau und Herr von Flemming sahen wohl ein, daß die Gräfin eigentlich kein Bissen für den Monarchen war; allein sie wußten vorderhand keine passendere Person am Hofe und hofften, den König in ihre Netze zu verstricken, wenn sie nur Herrn von Vitzthum für sich gewinnen könnten, den der König indeß als Reichsverweser nach dem Tode des Kaisers Joseph, zum Reichsgrafen ernannt hatte. Sie sprachen mit ihm. Herr von Vitzthum antwortete, er werde ihrem Plan zwar nicht entgegenarbeiten, allein ihn auch nicht unterstützen; er gedenke, seiner bisherigen Handlungsweise treu zu bleiben, das heißt, dem König weder eine Maitresse zu geben, noch zu nehmen,

und allen denjenigen, auf die seine Wahl fiele, mit Hochachtung zu begegnen.

Die Weigerung des Herrn von Vitzthum konnte die Großschatzmeisterin nicht entmuthigen: sie erzählte dem König von der Gräfin von Denhoff, als der vollendetsten Schönheit Polens. Der Monarch wünschte sie zu sehen. Sie war mit ihrem Gemahl auf ihren Landgütern; man fertigte sogleich einen Courier ab und nach einigen Tagen kam sie nach Warschau. Die Großmarschallin und Frau von Brebentau sagten ihr, wovon es sich handle, und traten, nachdem sie sie gehörig vorbereitet glaubten, öffentlich mit ihr auf. Es war bei einem Souper, das die Großschatzmeisterin dem König gab. Die Gräfin erschien in Begleitung der Großmarschallin, ihrer Mutter, und der Starostin Cherinska, ihrer Schwester. Frau von Brebentau stellte sie dem Könige vor; dieser grüßte sie mit der Grazie, die ihm alle Herzen gewann und unterhielt sich eine Zeit lang galant mit ihr, ohne daß jedoch sein Herz eine besondere Regung verspürt hätte. Nach der Mahlzeit wurde getanzt; der König engagirte Frau von Denhoff; er fand, daß sie schlecht tanzte, und überhaupt schien sie ihm der Schilderung, die Frau von Brebentau von ihr gemacht, in keiner Beziehung zu entsprechen.

Als der König mit dem Grafen von Vitzthum allein war, sagte er zu ihm: „Man will mich verliebt machen; allein so lange man mir blos die Grä-

fin von Denhoff zeigt, zweifle ich, ob ich jemals an Frau von Kosel eine Untreue begehe." — „Es ist nicht davon die Rede," antwortete Herr von Vitzthum lachend, „daß Eure Majestät Frau von Kosel vergessen sollen; Sie könnten Frau von Denhoff in Warschau und Frau von Kosel in Dresden lieben; und ich selbst möchte mir die Freiheit nehmen, Ihnen diesen Rath zu geben. Denn wie Eure Majestät zwei Häuser haben, das eine in Sachsen und das andere in Polen, so würde es auch zur Vollständigkeit des Ganzen gehören, daß Sie in jedem Ihrer zwei Staaten eine Maitresse hätten. Dadurch würden Sie beide Nationen zufriedenstellen. Jetzt schreien die Polen, weil Eure Majestät eine sächsische Maitresse haben. Wenn Sie diese aufgäben, Sire, um eine polnische Maitresse zu nehmen, so würden sich die Sachsen beklagen; wenn Sie aber sechs Monate in Polen und sechs Monate in Sachsen lieben würden, so wären beide Nationen zufrieden." — „Sie können wohl spotten," versetzte der König, „weil Ihre Maitresse Sie in Ruhe läßt: wenn Sie aber, wie ich, mit jeder Post einen Brief erhielten, worin man Sie der Unbeständigkeit und Treulosigkeit anklagte, und wenn man Sie auf der andern Seite quälte, daß Sie eine Untreue begehen sollten, so kämen Sie gewiß in große Verlegenheit." — „Nein, wahrhaftig nicht, Sire," antwortete Herr von Vitzthum; „ich würde meiner Neigung folgen und Jeden schreien lassen, wie er wollte."

Indeß lud die Großmarschallin, die den König durchaus in ihre Tochter verliebt wissen wollte, ihn zu einem Souper ein. Die Gesellschaft war weniger zahlreich und ausgesuchter, als bei der Großschatzmeisterin; man sang über Tisch; die Starostin Cherinska und die Gräfin von Denhoff ließen ihre Stimmen hören: sie sangen die Scene von Atys und Sangaride. Frau von Denhoff, welche die Sangaride spielte, blickte unaufhörlich den König an und richtete mit schmachtendem Auge alle zärtlichen Worte ihrer Rolle an ihn. Ihre Mühe blieb nicht unbelohnt; der König wurde gerührt und fing an, ihr hundert schöne Sachen zu sagen, worauf sie nur mit zärtlichen und schmachtenden Blicken antwortete. Ihre Mutter und ihre Schwester sprachen für sie, so daß man sagen kann, der König habe drei Personen auf Einmal den Hof gemacht. Da er sich im Hause der Großmarschallin gut unterhielt, so kam er öfters in dasselbe, und gewöhnte sich so sehr an den Anblick der zuvorkommenden Frau von Denhoff, daß er eine wirkliche Zuneigung für sie faßte.

Während er sich mit seiner neuen Liebe beschäftigte, wurde Frau von Kosel in Dresden von einem Sohne entbunden. Sie hatte nicht so bald von dem Unglück gehört, das sie bedrohte, als sie nach Warschau zu reisen beschloß, in der Absicht, das Herz des Königs um jeden Preis, sei es nun durch Thränen oder durch Gewalt, sich zu erhalten. Als der Fürst von Fürsten-

berg von ihrer Abreise hörte, sandte er sogleich einen Eilboten an den Grafen von Flemming, um ihn zu warnen. Sein Brief verbreitete allgemeine Bestürzung unter den Anhängern der Frau von Denhoff. Sie versammelten sich bei der Großschatzmeisterin, die fast immer krank war und das Bett hüten mußte. Nie war ein Reichstag einstimmiger; alle Mitglieder dieser erlauchten Versammlung sprachen sich dahin aus, daß man Frau von Kosel nicht kommen lassen dürfe, und daß Frau von Denhoff von dem Könige einen Befehl auswirken sollte, der sie nach Sachsen zurückschickte. Da die Gefahr dringend war, so machte die Gräfin noch an demselben Abend einen Versuch. Sie warf sich um die Stunde, da der König sie zu besuchen pflegte, auf ein Ruhebett; und den Kopf auf die eine Hand gestützt und in der andern ein Schnupftuch haltend sah sie starr vor sich hin, gleich als wäre sie in traurige Betrachtungen versunken. Der König fragte sie theilnehmend um die Ursache ihrer Betrübniß. Die Gräfin hielt ihr Taschentuch vor die Augen und schluchzte, wie wenn ihr die Thränen nicht erlaubten, zu sprechen. Gerührt drückte der König ihr die Hände, küßte sie und beschwor sie, ihm ihr Herz zu eröffnen. „Ach, Sire," antwortete Frau von Denhoff endlich, „ich sehe einem schnellen Tode entgegen. Dieß wäre mir eine Kleinigkeit, wenn ich mir nur schmeicheln könnte, Ihre Zärtlichkeit mit in's Grab zu nehmen: aber ach! mit dem Leben wird man mir auch

Ihr Herz entreißen. Frau von Kosel ist im Begriff, nach Warschau zu kommen, vielleicht ist sie in diesem Augenblick schon hier; vielleicht haben Sie ihr bereits meinen Untergang geschworen und kommen nur, um mir anzukündigen, daß ich dieser glücklichen Nebenbuhlerin das Feld räumen müsse." — „Ich, Madame," erwiederte der König, „Ihnen dieß anzukündigen! halten Sie mich dessen fähig und können Sie glauben, daß ich mich bewegen ließe, Ihnen zu entsagen? Nein, Madame, ich bin durch unauflösliche Bande an Sie gefesselt; Ihre Sanftmuth, Ihre Herzensgüte, Ihre Gefälligkeit, alle diese Eigenschaften, die ich nur bei Ihnen finden kann, müssen Ihnen bürgen, daß die Kosel Ihnen niemals schaden kann." — „Ach, theuerster Fürst," rief die Gräfin, „möchten Sie so denken, wie Sie sprechen; möchten Sie mich lieben, wie ich Sie liebe! Denn ich erkläre Ihnen, daß es mir ein Leichtes ist, zu sterben, daß es mir aber unmöglich wäre, der Verbindung mit Ihnen und den süßen Hoffnungen, die Sie mir eingeflößt, zu entsagen. So lieben Sie mich denn; wenn Sie aufhören würden, mich zu lieben, so fühle ich in meinem Innersten, daß ich nach dem Verluste Ihres Herzens auf dieser Erde Nichts mehr zu thun hätte." — „Welche Unwürdigkeit, meine Liebe," antwortete der König, „wenn ich nach diesem Geständnisse aus Ihrem schönen Munde für eine Andere leben könnte, als für Sie!" — „Ach, welche Hoffnung machen Sie mir, Sire!"

sagte die Gräfin. „Dennoch gestehe ich Ihnen, daß Nichts mich beruhigen kann; meine Nebenbuhlerin naht sich. Sie werden sie sehen und ihr die Herrschaft wieder einräumen, die sie so lange über Ihr Herz ausgeübt hat.“ — „Wie ungerecht sind Sie und wie erfinderisch, sich selbst zu quälen!“ erwiederte der König. „Um's Himmels willen sagen Sie mir, was ich thun soll, um Sie zu beruhigen. Lassen Sie die Kosel kommen, sie wird Ihren Triumph sehen.“ — „Nein, Sire,“ antwortete sie, „Frau von Kosel kommt; ich muß Warschau verlassen; ich fürchte zu sehr ihre Heftigkeit.“

Während sie so sprach, trat die Großmarschallin, die gelauschthatte, in's Zimmer, wie wenn sie von der Anwesenheit des Königs Nichts wüßte. „Kommen Sie, Madame,“ sagte der Fürst zu ihr, „kommen Sie und helfen Sie mir Ihre Tochter über einen Verdacht beruhigen, der mich beleidigt.“ — „Wovon handelt es sich denn, Sire?“ antwortete sie. „Wenn meine Tochter einen Verdacht hat, so darf ihn Eure Majestät nicht anders denn als Uebermaß ihrer Zärtlichkeit ansehen.“ Der König erzählte ihr die Besorgnisse der Gräfin. „Ach, Sire,“ antwortete die Großmarschallin, „ich kann meiner Tochter dieß nicht verübeln; muß ja Eure Majestät selbst Frau von Kosel fürchten nach den Drohungen, die sie auszustoßen gewagt hat!“ — „Nun gut, Madame,“ erwiederte der König; „Frau von Denhoff und Sie sollen zufrie-

dengestellt werden; ich werde Befehl geben, daß Frau von Kosel nach Dresden zurückkehrt." — „Ach, meine Tochter!" rief die Großmarschallin, „wie glücklich sind Sie, von einem so vortrefflichen und so liebenswürdigen Könige geliebt zu werden! Aber, Sire," fuhr sie, an den König gewendet, fort, „da Eure Majestät für die Ruhe meiner Tochter sorgen wollen, dürfte ich mir die Bemerkung erlauben, daß man der Frau von Kosel einen zuverlässigen Mann entgegenschicken muß, da sie ohne Zweifel Schwierigkeit machen wird, zu gehorchen?" Der König sagte, er stelle ihr frei, zu senden, wen sie wolle. Die Großmarschallin dankte ihm für seine Güte und schlug Herrn von Montargon vor, einen Franzosen, der mit dem Abbé von Polignac — dem nachmaligen Kardinal — nach Polen gekommen war und durch Vermittlung des Hauses Bielinski, an das er sich angeschlossen, den königlichen Kammerherrnschlüssel erhalten hatte. Montargon wurde gerufen, und der König gab ihm seine Befehle. „Aber, Sire," sagte dieser Edelmann, „wenn Frau von Kosel Gehorsam verweigert, was soll ich thun?" Der König besann sich einige Augenblicke, dann sagte er, er werde ihm Herrn von La Haye, Oberstlieutenant bei der Garde, und sechs andere Gardisten zu Begleitern geben, die ohne Zweifel im Stande seyn werden, Frau von Kosel zur Vernunft zu bringen. Die Großmarschallin und die Gräfin von Denhoff

wußten sich vor Freude kaum zu fassen und fanden keine Worte, ihren Dank auszudrücken. Die beiden Liebenden überhäuften sich mit Liebkosungen und schwuren einander ewige Treue. Der König ließ Herrn von La Haye rufen, gab ihm dieselben Befehle, wie Herrn von Montargon und gebot Beiden unverzügliche Abreise.

Die beiden Botschafter brachten eiligst ihre Mannschaft zusammen und reisten mit der Post ab. Sie begegneten der Gräfin von Kosel in Widawa, einem kleinen polnischen Städtchen auf der schlesischen Grenze. Anfangs stellten sie sich, als ob ihr Zusammentreffen zufällig wäre, und ließen die Gräfin um die Erlaubniß bitten, ihr die Aufwartung zu machen. Sie empfing sie sehr höflich und behielt sie bei sich über Tisch. Gegen das Ende der Mahlzeit fing Herr von Montargon als Haupt der Gesandtschaft an, auf den Zweck ihrer Reise einzulenken. Er sprach Anfangs, wie wenn er keinen Auftrag hätte, sondern nur sich erlaubte, ihr einen guten Rath zu ertheilen. Allein Frau von Kosel war nicht in der Laune, welchen anzuhören; sie wies ihn sehr barsch ab und drohte, ihn für seine Verwegenheit zu bestrafen. Jetzt sprach er im Namen des Königs; sie antwortete, sie werde nicht gehorchen, der König habe sich von ihren Feinden irreführen lassen und werde ihr ihren Ungehorsam gewiß nicht verübeln. Montargon, der ziemlich sanfter Natur war und nie seine Ruhe verlor, sagte mit ei-

nem spöttischen Lächeln, er müsse bitten, daß sie ihn nicht nöthige, Gewalt zu brauchen. „Wie!“ rief Frau von Kosel, „Sie hätten die Frechheit, es so weit kommen zu lassen?“ Er antwortete, er habe Befehle vom König, sie nach Dresden zurückzuschicken, und müsse seinen Auftrag vollziehen. Bei diesen Worten weiß sich Frau von Kosel nicht mehr zu fassen, sie nennt Montargon einen elenden Schreiber *), ergreift eine Pistole (sie reiste nämlich niemals ohne Waffen) und droht, ihn vor den Kopf zu schießen. Montargon, der sie als eine Frau kannte, die das Völkerrecht in seiner Person nicht respektiren würde, zog sich zurück und ließ seinen Collegen La Haye die Unterhandlungen fortsetzen. Dieser sprach im Namen des Königs; er wußte sich in das Vertrauen der Gräfin einzuschleichen, deren Unglück er beklagte, und sie zu überzeugen, daß sie in ihrer Lage nichts Besseres thun könne, als nach Dresden zurückkehren; er sagte, der König werde in Kurzem ebenfalls zurückreisen und es sei nicht wahrscheinlich, daß die Gräfin ihn begleite; somit werde sie sein Herz leicht wieder gewinnen und über ihre Feinde triumphiren können. Frau von Kosel hielt es für das Klügste, wieder umzukehren. Montargon fertigte einen Courier mit dieser großen Nachricht an die Großmarschallin ab. Hierauf folgten Herr von La Haye und er der Gräfin, so daß sie immer um

*) Sein Vater war Notar in Chaillot, einem Dorfe bei Paris.

eine Station hinter ihr zurückblieben. Auf diese Weise begleiteten sie sie bis eine Tagreise über Breslau und kehrten endlich nach Warschau zurück, um den Dank der neuen Maitresse entgegenzunehmen.

Jetzt hatte die Gräfin von Denhoff nur noch Ein Hinderniß zu überwinden; dieß war ihr Gemahl, der, als er in seiner ländlichen Zurückgezogenheit von der Aufführung seiner Frau hörte, ihr einmal über's andere schrieb, sie solle unverzüglich zu ihm kommen. Weder die Gräfin, noch die Großmarschallin theilte diese Ansicht, und der arme Graf mußte lange auf Antwort harren. Endlich aber beschloß die Großmarschallin, durch seine Vorwürfe gelangweilt, ihn zur Vernunft zu bringen. Sie reiste zu ihm und setzte ihm unumwunden die Gründe auseinander, die Frau von Denhoff in Warschau zurückhielten. „Erklären Sie sich, mein Herr," sagte sie zu ihm, „ob Sie sich mit einer Frau vertragen können, welche die Maitresse des Königs ist; wo nicht, so willigen Sie in die Auflösung Ihrer Ehe. Der Nuntius Grimani *) ist mein Freund, und ich darf mir schmeicheln, daß er uns die Erlaubniß des heiligen Vaters auswirken wird." Der Graf von Denhoff nahm das Anerbieten ohne Bedenken an. Die Großmarschallin reiste nach Warschau zurück, sprach mit dem Nuntius, man suchte in Rom um die Scheidung nach, und Clemens XI. bewilligte sie.

*) Er starb 1734 als Cardinal-Legat von Polen.

Die neue Maitresse verlor in den ersten Wochen ihres Glücks ihren Vater. Dieser Herr, einer der prachtliebendsten und ausgezeichnetsten Männer Polens, hinterließ die Angelegenheiten seines Hauses in großer Unordnung; aber Frau von Denhoff hatte bald Alles wieder gut gemacht. Der König überschüttete sie, ihre Mutter, ihren Bruder und ihre Schwester mit seinen Wohlthaten, einem wahren Goldregen, und das Haus Bielinski sah sich in kurzer Zeit wohlhabender, als es je zuvor gewesen war. Frau von Denhoff ist vielleicht von allen Maitressen des Königs diejenige, die er am wenigsten liebte; und doch hat sie ihn am meisten Geld gekostet und war die reichste von allen, als er sie verließ. Es ist wahr, daß sie dieß hauptsächlich der Sorgfalt der Großmarschallin zu danken hatte: diese kluge Mutter, die wohl wußte, daß Liebesschwüre nicht in die Länge gehalten werden, dachte beständig an die Zukunft; sie hatte immer um Etwas zu bitten, und brachte ihre Bitten mit solchem Anstand vor, daß sie ihr nie abgeschlagen wurden, und sie selbst nicht zur Last fiel.

Die Trauer des Hauses Bielinski dauerte nicht lange. Kaum war der Großmarschall zu Grabe getragen, so erschienen seine Wittwe, seine Töchter und sein Sohn auf Bällen, bei Schauspielen und andern Ergötzlichkeiten, die der König veranstaltete, um seine Maitresse zu trösten. Alle diese Vergnügungen erschienen jedoch Friedrich August in der ersten

Glut seiner Leidenschaft zu gering; er konnte in Dresden mehr Pracht und Glanz entwickeln, und lud daher Frau von Denhoff ein, ihm dahin zu folgen. Sie hatte Nichts gegen diese Reise einzuwenden, nur fürchtete sie die Gegenwart der Frau von Kosel. Sie theilte dem König ihre Besorgnisse mit und verlangte die Entfernung ihrer Nebenbuhlerin aus Dresden. Der König schickte dem Fürsten von Fürstenberg deßhalb Befehle zu: allein Frau von Kosel weigerte sich, zu gehorchen, und erklärte, wenn Seine Majestät sie schuldig glaube, so könne sie ein Gericht über sie niedersetzen und ihr den Prozeß machen lassen; da sie sich aber Nichts vorwerfen könne, als zu große Anhänglichkeit an den König, so hoffe sie, er werde ihr die Gnade gewähren, sie ruhig in ihrem Hause zu lassen. Der Fürst von Fürstenberg zufrieden, Frau von Kosel gedemüthigt zu sehen, wollte sie in ihrem Unglück nicht mißhandeln, und ließ sie in ihrem Hause bleiben. Nun schickte der König auf die wiederholten Bitten seiner Maitresse Herrn von Tinnen, seinen Adjutanten, zu Frau von Kosel, mit dem bestimmtesten Befehl, Dresden zu verlassen. Frau von Kosel fing an zu weinen und zu verzweifeln: sie machte Herrn von Tinnen so rührende Vorstellungen, daß dieser junge Offizier ganz weich gestimmt wurde und sich nicht entschließen konnte, Strenge zu brauchen. Sie gab ihm zum Zeichen ihrer Dankbarkeit einen mit Diamanten besetzten Ring im Werth von viertau-

send Thalern und schickte ihn mit einem sehr unterwürfigen Brief zu dem Könige zurück, worin sie ihn um Erlaubniß bat, in ihrem Hause zu bleiben. Herr von Tinnen begegnete dem König eine kleine Tagreise von Dresden. Der Monarch war äußerst aufgebracht gegen seinen Adjutanten und schickte ihn sogleich zu dem Fürsten von Fürstenberg und dem Großmarschall Baron von Löwenthal zurück mit dem Befehl, Frau von Kosel mit Güte oder mit Gewalt aus der Hauptstadt zu entfernen. Als ihr der Großmarschall dieß zu wissen that, entschloß sie sich endlich, abzureisen und zog sich einen Tag vor der Ankunft des Königs nach Pilnitz zurück.

Frau von Denhoff wurde durch einen Courier davon in Kenntniß gesetzt. Sie folgte in kleinen Tagreisen, in Gesellschaft ihrer Mutter der Großmarschallin, der Starostin Cherinska ihrer Schwester, der Großschatzmeisterin und mehrerer andern Damen, deren Wahl der König ihr überlassen hatte. Sie zog wie im Triumph in Dresden ein, geleitet von Herrn von Chatira, Oberstlieutenant bei der Garde, und sechs andern Gardeoffizieren. Sie stieg bei dem Fürsten von Fürstenberg ab; königliche Kammerherrn bedienten sie, so lange sie in Sachsen war, und Herr von Chatira war über ihr Hauswesen gesetzt. Der König hatte ihn beauftragt, über die Sicherheit der Gräfin zu wachen, die immer noch einen Gewaltstreich von Frau von Kosel zu fürchten vorgab. Der

Feldmarschall Graf von Flemming bestärkte sie in diesem Verdachte und suchte sie noch mehr gegen ihre Vorgängerin einzunehmen, deren Unglück seine Rache noch nicht gekühlt hatte. „Pilnitz ist blos drei Meilen von hier," sagte er zu Frau von Denhoff. „Ihre Nebenbuhlerin kann in zwei oder drei Stunden hier seyn; der König kann sie wieder sehen und zu ihr zurückkehren. Glauben Sie mir, lassen Sie ihr Wachen geben, um gegen Alles geschützt zu seyn." Frau von Denhoff dachte jedoch großmüthiger, als der unversöhnliche Graf von Flemming, und antwortete, sie könne sich nicht entschließen, eine Frau von Stand, die ihr nie ein Leid angethan, so grausam zu verfolgen.

Der Graf von Flemming, der bereits zu weit gegangen war, um noch zurücktreten zu können, und Frau von Kosel ganz zu Grunde zu richten wünschte, rieth dem König, das Versprechen der Ehe, das er ihr früher gegeben, von ihr zurückfordern zu lassen. Er sah voraus, daß sie in ihrer gegenwärtigen Gemüthsstimmung dieß verweigern und der König sie deßhalb verhaften lassen würde. Der Erfolg zeigte, daß er sich nicht getäuscht hatte. Frau von Kosel weigerte sich, das Billet abzugeben, und da sie sich leicht denken konnte, daß diese Weigerung ihren Feinden einen Vorwand in die Hand geben werde, auf ihre Verhaftung anzutragen, so reiste sie heimlich von Pilnitz ab und begab sich nach Berlin. Sie fand jedoch dort den ge-

hofften Schutz nicht. Der König von Preußen ließ ihr sagen, ihr Aufenthalt in dieser Stadt sei ihm nicht angenehm; dieß veranlaßte sie, sich nach Halle zurückzuziehen. Auch hier wollten ihre Feinde sie nicht dulden; sie hatten es auf ihre Freiheit, vielleicht auch auf ihre Reichthümer abgesehen und beschuldigten sie bei Friedrich August, sie habe sich Schmähreden gegen ihn erlaubt und gehe mit einer Verschwörung gegen seine Person um. Der König, dadurch immer mehr aufgebracht, schrieb an den König von Preußen und bat ihn um die Auslieferung der Frau von Kosel. Der Berliner Hof schickte sogleich Herrn Ducharmoi, Lieutenant im Regiment des Fürsten von Anhalt-Dessau, den Befehl zu, sich der Gräfin zu versichern, sie mit einer Abtheilung Soldaten auf die sächsische Grenze zu geleiten und dort einem Offizier, der sich von Seite des Königs von Polen einfinden werde, zu übergeben. Welche Ungerechtigkeit! welche Barbarei! rief Frau von Kosel, als man ihr erklärte, sie sei gefangen. Dann versank sie in ein tiefes Nachdenken und sprach kein Wort mehr. Als sie die sächsischen Soldaten erblickte, die sie in Empfang nehmen sollten, bat sie Ducharmoi, eine goldene Dose und eine sehr hübsche goldene Uhr, die sie trug, von ihr anzunehmen; und als dieser es ausschlug, sagte sie zu ihm: „Nehmen Sie es, mein Herr, nehmen Sie es; es ist mir lieber, diese Bagatellen kommen Ihnen zu gut, als den unwürdigen

Sachsen, deren Sklavin ich seyn werde." Sie theilte unter die preußischen Soldaten Geld aus, sprach aber kein Wort mit den Sachsen, die sie in Empfang nahmen und nach Leipzig führten, von wo aus sie nach Pilnitz und endlich auf ein Landgut des Grafen von Friese, ihres nachmaligen Tochtermanns, gebracht wurde. Hier lebte sie noch eine lange Reihe von Jahren hindurch vollkommen frei, wiewohl in großer Zurückgezogenheit. In Ermanglung gegründeter Ursachen, um sie bei dem Publikum zu verleumden, streuten ihre Gegner aus, sie habe nach Holland gehen und dort Jüdin werden wollen. So plump diese Lüge war, so fand sie doch Glauben bei dem ungebildeten Pöbel, der diejenigen segnete, die einen solchen Greuel verhindert hätten. Indeß hat Frau von Kosel alle ihre Verfolger und auch das Glück ihrer Nebenbuhlerin überlebt.

Die Beschreibung der Feste, welche der König Frau von Denhoff und den übrigen polnischen Damen zu Ehren veranstaltete, würde einen besondern Band erfordern. Der Fürst übertraf sich selbst an Pracht und sinnreichen Erfindungen. Indeß wohnte Frau von Denhoff allen diesen Festen nur incognito bei: sie war gewöhnlich als Fledermaus maskirt und zeigte sich nie mit offenem Gesichte vor der Königin; auch sah sie nur eine kleine ausgesuchte Gesellschaft. Dieses vornehme Wesen machte sie äußerst verhaßt, und dieß um so mehr, weil sie den König nöthigte, sich mit ihr

einzuschließen, so daß man ihn fast nie mehr sah. Daher datirt sich die Aeußerung eines geistreichen Hofmannes, man müsse Gott in den Kirchen um Befreiung des Königs bitten, den polnische Frauen gefangen halten.

Indeß wurde der König dieser Lebensweise bald überdrüssig. Es hatte sich auch Jedermann gewundert, daß er sie so lange aushielt. Um etwas freier Athem zu schöpfen, ging er auf die Leipziger Messe. Hier fielen seine Blicke auf Fräulein von Dieskau, ein Mädchen von Stand, die ein Meisterwerk der Natur gewesen wäre, wenn sie mehr Geist gehabt hätte. Sie hatte eine majestätische Taille und Haltung, regelmäßige Züge, einen blendend weißen Teint, große blaue Augen, aus denen eine natürliche Zärtlichkeit strahlte, denn sie selbst konnte sie nicht darein legen, herrliche blonde Haare und allerliebste Hände. Bei aller dieser Schönheit war jedoch Fräulein von Dieskau eigentlich nur eine Schneemasse, sie hatte nichts Lebendiges und antwortete nur mit Ja oder Nein. Der König wurde von ihrer Schönheit hingerissen; er sprach sie auf der Redoute und war in Verzweiflung, keine Spur von Verstand bei ihr zu finden. „Wenn Fräulein von Dieskau so viel Geist hätte, als sie schön ist," sagte er zu Herrn von Vitzthum, „so fühle ich, daß sie mich auf mein ganzes Leben fesseln würde." — „Da sei Gott für, Sire!" antwortete Herr von Vitzthum; „dann wären wir ja in Ge-

fahr, Eure Majestät in Bälde zu verlieren.“ — „Dieß sind Ihre gewöhnlichen Scherze, entgegnete der König; „doch habe ich wenigstens den Trost, daß Sie ebenso flatterhaft sind, als ich.“ — „Wenn es erlaubt wäre, Sire,“ erwiederte der Graf, „vom Spruche Eurer Majestät zu appelliren, so würde ich mit leichter Mühe den Beweis führen können, daß Sie zehn Maitressen gehabt haben, während ich noch an der sechsten bin. Dieß ist auch ganz in der Ordnung, denn in allen Romanen haben die Ritter unendlich viel vor den Schildknappen voraus. Um jedoch meinem Amte nachzukommen, muß ich, wie es scheint, für Fräulein von Dieskau Sorge tragen und ihren Geist bilden, damit sie der Güte Eurer Majestät würdig wird.“ — „Nein, nein,“ versetzte der König, „diese Mühe erlasse ich Ihnen. Sie könnten sich in sie verlieben, und Frau von Löwenthal, die ich achte, würde mir schlechten Dank wissen, wenn ich dazu beitragen wollte, sie um Ihr Herz zu betrügen.“

Indeß ließ sich der König nicht näher mit Fräulein von Dieskau ein; ihre Stunde war noch nicht gekommen; allein ihr Bild hatte sich seiner Seele tief eingeprägt und Frau von Denhoff nach und nach daraus verdrängt. Diese behauptete sich zwar noch einige Zeit, aber weit mehr durch die Kunstgriffe ihrer Mutter, der Großmarschallin, als durch ihre Reize.

Der König führte Frau von Denhoff nach War-

schau zurück, hielt sich aber nicht lange in Polen auf. Nach Abhaltung eines Reichstags, auf dem Nichts entschieden wurde, reiste er nach Sachsen zurück, unter dem Vorwand, daß Angelegenheiten von dringender Wichtigkeit ihn zurückriefen. Der Abschied von Frau von Denhoff war äußerst zärtlich; er versprach ihr, bald und mit einem treuen Herzen zurückzukehren. Ich weiß nicht, ob sie es glaubte; wenigstens stellte sie sich so. Sie sagte, wenn sie erführe, daß er ihr eine Nebenbuhlerin vorziehe, so würde sie ganz gewiß sterben; und im Fall sie auch ihr Unglück überlebte, so könnte dieß nur geschehen, um ihr Leben traurig in einem Kloster zu beschließen. Der König war an dergleichen Redensarten längst gewöhnt und machte sich nicht viel daraus. Er schwur ihr ebenfalls und zu wiederholtenmalen, daß nur der Tod ihn von ihr trennen könnte. Man speiste bei der Großmarschallin zu Nacht, und nach Tisch, als der König aufbrechen wollte, fing das Weinen und das Geschrei auf's Neue an. Frau von Denhoff sank in einen Lehnstuhl und gab kein Lebenszeichen von sich; die Großmarschallin schluchzte; die Starostin Cherinska, die von Natur eine kreischende Stimme hatte, schrie, daß dem König die Ohren gellten; der Graf Bielinski, der neuerdings zum Starosten ernannt worden war, schien äußerst niedergeschlagen, und die übrigen Damen alle, sämmtlich vertraute Freundinnen des Hauses, vergoßen bittere Thränen. Nur der Kö-

nig und die Grafen von Vitzthum und von Friese zeigten keine Schwäche und bemühten sich, die Trauernden zu trösten. Der König war bei der schönen Ohnmächtigen; er besprengte sie mit Wasser, ließ ihr stärkende Tropfen in den Mund geben, küßte ihre Hände, nannte sie sein Herz, seinen Engel, und beschwor sie, sich zu fassen. Endlich schlug sie die Augen auf und ließ einen zärtlichen Blick auf ihn fallen, worin ihr Schmerz über seine Entfernung auf eine rührende Weise ausgedrückt war. Der König beschwor sie, ihre Kräfte zusammenzunehmen. „Wenn ich Ihnen theuer bin,“ sagte er zu ihr, „so sorgen Sie für Ihr Leben: Ihr Tod würde den meinigen nach sich ziehen.“ Endlich kam sie wieder zu sich. Unsre beiden Liebenden wiederholten sich hundertmal, daß sie sich liebten und ewig lieben würden. Als der König von der Abreise sprach, stieß Frau von Denhoff ein herzzerreißendes Geschrei aus und sagte, sie würde sterben, so daß er sie erst sehr spät verließ. Endlich beruhigte er sie ein wenig, empfahl sie der Pflege der Großmarschallin und der übrigen anwesenden Damen, stieg in seinen Wagen und reiste ab; die Damen riefen inzwischen ihre Vernunft zu Hülfe, trockneten ihre Thränen und gönnten sich die nöthige Ruhe.

In Dresden, wohin sich der ganze Hof gezogen hatte, hielt der König einige Rasttage und reiste dann zur Eröffnung der Messe nach Leipzig, wo die Königin

ihn erwartete. Bei seiner Gemahlin sah er Fräulein von Dieskau zum zweiten Mal. Sie war schöner als die Mutter des Liebesgottes. Der König konnte sein Herz gegen die Macht ihrer Reize nicht vertheidigen; er erklärte ihr seine Empfindungen, allein das Mädchen antwortete Nichts, sondern schlug erröthend die Augen nieder. Der König war äußerst betrübt, so wenig Geist bei ihr zu finden; er suchte sich zu trösten, indem er zu sich sagte: „Ihre zarte Jugend und eine strenge Erziehung ist allein Schuld an dieser Schüchternheit; sie wird gewiß sprechen und Geist entwickeln, wenn sie sich einmal besser in der Welt umgesehen hat.“ Mehrere Tage verstrichen, ohne daß der Monarch wissen konnte, ob seine Bemühungen der Schönen angenehm seien. Von Ungeduld getrieben wandte er sich an die Mutter des Fräuleins, gestand ihr seine Neigung für ihre Tochter, und beschwor sie, ihm zu seinem Zweck zu verhelfen. Frau von Dieskau fühlte sich durch dieses Zutrauen sehr beehrt und pries ihre Tochter glücklich, daß sie von einem großen Könige geliebt würde. Sie versprach, ihre Tochter für die Wünsche Seiner Majestät zu gewinnen; da sie aber Alles gern schnell abgemacht sah und eine sehr offenherzige und natürliche Frau war, so verlangte sie als Aussteuer für dieselbe eine bedeutende Summe, die ihr bewilligt und noch während der Messe ausbezahlt wurde.

Fräulein von Dieskau erfüllte sowohl aus Ein-

fachheit als aus Gehorsam die Verpflichtungen, die ihre Mutter für sie eingegangen hatte. An dem zum Feste bestimmten Tage kleidete man sie in ein brocatenes silbergesticktes Negligé und setzte ihr ein Blumenkränzchen auf, wie einer Braut, die zum Altare geht. Der König fand sie schöner als Venus, er konnte sie nicht genug betrachten, und da sie seinen lüsternen Blicken Nichts in den Weg legte, so hatte er alle Muße, die Vollkommenheiten der Natur zu bewundern.

So glühend übrigens diese Leidenschaft im Anfang war, so wurde Fräulein von Dieskau doch bald durch Fräulein von Osterhausen verdrängt, die ihr weder an Schönheit, noch an Geburt nachstand, und überdieß Welterfahrung hatte. Sie hatte keine Eltern mehr, war vollkommen unabhängig und im Besitz eines bedeutenden Vermögens; sie zeigte sich häufig bei Hof, wo sie alle Damen verdunkelte. Nichts glich der Schönheit ihrer Taille, und dabei hatte sie Geist genug, um eine angenehme Unterhaltung zu führen. Sie liebte Pracht und rauschende Vergnügungen, hatte einnehmende Manieren und schien so anspruchslos, wie wenn sie ihrer Vorzüge sich nicht bewußt wäre. Der König sah sie bei seiner Gemahlin und schenkte ihr schon am ersten Tage seine Neigung.

Die erste Nachricht von dem ihr bevorstehenden Glück erhielt die Schöne durch Frau von Watzdorff, welche die Leidenschaft des Monarchen daraus folgerte, daß er in einer Gesellschaft von Personen er-

sten Rangs die ausgezeichneten Vorzüge des Fräuleins von Osterhausen hervorhob, mit sichtbarer Freude ihr Lob hörte und sagte, eine so schöne und so geistreiche Person verdiene sicherlich eine höhere Stellung in der Welt, und er wundere sich nicht mehr, daß so viele Männer ihre Freiheit um sie verloren haben.

Fräulein von Osterhausen war über diese Aeußerungen des Königs äußerst erfreut. Sie konnte beinahe eine Viertelstunde lang der Frau von Watzdorff, die ihr dieselben mittheilte, Nichts antworten, so daß diese verwundert ihr Schweigen für Gleichgiltigkeit oder Unempfindlichkeit hielt und zu ihr sagte: „Wie! mein Fräulein, der König liebt Sie, und Sie sind unempfindlich?" — „Ach!" versetzte Fräulein von Osterhausen mit einem tief heraufgeholten Seufzer, „keineswegs! Ich bin es weniger, als Sie denken können. Allein ich fürchte, Sie möchten mir mit einer falschen Hoffnung schmeicheln; auch fürchte ich, meine Eroberung nicht behaupten zu können." Sie bat sodann Frau von Watzdorff, ihr die Worte des Königs noch einmal zu wiederholen, und fragte sie, was sie zu thun hätte, um ihr Glück einzuleiten. Frau von Watzdorff verweigerte ihr ihren Rath nicht, und Fräulein von Osterhausen benützte ihn so gut, daß sie in wenigen Tagen des Königs gewiß war, der, um sie zu überzeugen, daß er nur sie liebe, Fräulein von Dieskau an Herrn von Loos, Hofmarschall und später Oberststallmeister, verheirathete. Ich will

hier nicht die zärtlichen Versicherungen wiederholen, die der König und Fräulein von Osterhausen in den ersten Zeiten ihrer Verbindung einander gaben; es ist unmöglich, ihre gegenseitige Entzückung mit Worten auszudrücken; sie waren nie glücklicher, als wenn sie sich ohne Zeugen sprachen; da gab es immer neue Beweise der Liebe und Zärtlichkeit.

Der König nahm Anfangs Rücksicht auf den Ruf des Fräuleins, allein der Ehrgeiz der Maitresse und die Leidenschaftlichkeit des Liebhabers ließen ein Verhältniß dieser Art nicht lange ein Geheimniß bleiben. Die Hofleute bemerkten es, und sie wollte von ihnen als Maitresse respektirt werden. Die übrigen Vortheile, die sie aus ihrer Verbindung mit dem Monarchen hätte ziehen können, waren ihr gleichgiltig. Zufrieden mit der Liebe des Königs, begnügte sie sich mit sehr mittelmäßigen Geschenken; auch gab der König, der endlich gegen seine Maitressen etwas haushälterischer zu werden begann, ihr nur sehr wenig im Vergleich zu den unermeßlichen Summen, die er an die Andern verschwendet hatte.

Während der König ausschließlich seiner Liebe für Fräulein von Osterhausen lebte, brachte Graf von Flemming in Wien den Ehevertrag zwischen dem Kronprinzen, einzigen Sohn Friedrich Augusts, und der Erzherzogin Marie Josephine, ältesten Tochter des Kaisers Joseph, zu Stande. Der Prinz hatte den Churprinzen und

nachmaligen Churfürsten von Baiern zum Nebenbuhler gehabt; allein der Kaiser gab dem Prinzen von Sachsen den Vorzug aus Rücksicht auf die Verbindlichkeiten, die sein verstorbener Bruder gegen den König von Polen eingegangen hatte. Die Churprinzessin wurde in Dresden mit außerordentlicher Pracht empfangen, die in den Annalen reicher und glänzender Höfe ihresgleichen nicht findet. Mehrere Monate lang währten die Feste ununterbrochen fort; der König ordnete sie selbst an, und sein reicher, erfinderischer Geist wußte ihnen immer neue Reize zu geben. Die Kosten derselben wurden auf beinahe vier Millionen Thaler berechnet. So sehr Fräulein von Osterhausen bei allen diesen Festlichkeiten glänzte, so verlor sie doch durch diese Veranlassung allmählig die Liebe des Königs. Der Monarch war mehrere Monate lang so in Anspruch genommen, daß er keine Zeit fand, seine Maitresse zu besuchen. Sie machte ihm Vorwürfe; allein der König antwortete, er könne diese Geschäfte Niemanden anvertrauen, und gebe sich nur deßwegen so viele Mühe damit, um ihr eine würdige Unterhaltung zu verschaffen. Fräulein von Osterhausen begnügte sich mit diesen Gründen. Sie glaubte zwar, daß der König durch eine anderweitige Liebe zur Untreue verleitet werden, nicht aber, daß er aufhören könne zu lieben, um müßig zu bleiben.

Und dennoch war dieß der Fall; durch seine Geschäfte, durch die Ankunft der Erzherzogin und einer

Menge hoher Gäste, denen er seine Aufmerksamkeit zuwenden mußte, zerstreut, gewöhnte sich der König allmählig, seine Maitresse zu entbehren. Er sah Fräulein von Osterhausen nur selten und auf kurze Zeit. Sie gerieth darüber in Verzweiflung und schrieb ihm Briefe voll der bittersten Klagen; der König versprach ihr dann, sie mit Nächstem zu besuchen und ihr seine Abhaltungsgründe auseinanderzusetzen. Er ließ sie versichern, daß sie ihm immer noch theuer sei und daß sie sich über sein Ausbleiben nicht zu beunruhigen habe. Auf diese Weise fuhr er fort, so lange die Feierlichkeiten zum Empfang der Churprinzessin dauerten. Dann verließ er Dresden schnell, ohne Abschied von Fräulein von Osterhausen zu nehmen, die lange darüber untröstlich war.

Als sie nach ihrer Gewohnheit wieder bei der Churprinzessin erschien, wurde sie von dieser mit einer Kälte empfangen, die sie auf's Empfindlichste kränkte. Dennoch vermochte sie es nicht über sich, dem Hofe zu entsagen, weil sie sich schmeichelte, der König werde nach seiner Rückkehr ihr seine Liebe wieder schenken. Ihr Hauptbestreben war jetzt, die Gunst der Churprinzessin zu gewinnen; sie glaubte ihre Absicht zu erreichen, wenn sie katholisch würde, und schwur deßhalb den lutherischen Glauben in der Hofkapelle ab. Ihre Königliche Hoheit wünschte ihr Glück zu dieser Aenderung, sagte aber zugleich, es komme auf den Namen Katholik allein nicht an, sie müsse ihren Glau-

ben durch ihre Werke beweisen, und sie werde nie an ihre Bekehrung glauben, wenn sie sich nicht ein oder zwei Jahre in ein Kloster zurückziehe und dort die Vorschriften der Religion beobachte, zu der sie übergetreten sei. Fräulein von Osterhausen war Anfangs äußerst verblüfft über diesen Vorschlag, endlich aber machte sie aus der Noth eine Tugend und antwortete, eben dieß liege in ihrer Absicht und sie hoffe, Ihre Königliche Hoheit werde ihr einen Ort nennen, wohin sie sich zurückziehen könne. Die Prinzessin erklärte sich für Prag, und Fräulein von Osterhausen versprach, sich dahin zu begeben.

Sie reiste wirklich nach einigen Tagen ab, mit mehreren Empfehlungsschreiben versehen, besonders an die Gräfin von Collowrat, Tochter der Gräfin von Hirsau, Ehrendame der Churprinzessin. Der ganze Adel von Prag empfing sie mit großer Auszeichnung. Man betrachtete sie als eine zweite Magdalena; alle Körperschaften machten ihr die Aufwartung und wünschten ihr Glück zu ihrer Bekehrung. Mehrere Monate lang konnte sie sich nicht entschließen, in ein Kloster zu gehen; endlich aber nahm sie ein Zimmer bei den Ursulinerinnen in der Neustadt. Sie hielt sich jedoch blos die Nacht über daselbst auf; den Tag brachte sie in den Zerstreuungen der großen Welt zu.

Zwei oder drei Monate lang hatte sie dieses bußfertige Leben geführt, als ein polnischer Edelmann ihr

seine Hand anbot. Herr von Stanislafski, Kammerherr des Königs von Polen, war es, der durch diese Heirath seine zerrütteten Vermögensumstände aufzubessern hoffte. Fräulein von Osterhausen ließ ihn nicht lange schmachten; ihr Verlangen, nach Dresden und an den Hof zurückzukehren, war so groß, daß sie sich nicht einmal die Mühe nahm, den Charakter des Herrn von Stanislafski näher kennen zu lernen. Die Hochzeit wurde im Hause der Frau von Collowrat gefeiert und einige Tage nachher reisten die Neuvermählten nach Dresden, wo ich sie verlasse, um wieder zu dem Könige nach Polen zu kommen.

Der Monarch war jetzt ohne eine Maitresse; die Vaterliebe hatte jede andere Liebe aus seinem Herzen verdrängt. Seine ganze Zärtlichkeit besaß jetzt Henriettens Tochter, deren Bekanntschaft Fatimens Sohn ihm verschafft hatte. Diesem jungen Herrn, dem der König den Titel eines Grafen von Rotofski gegeben und ihn als seinen Sohn anerkannt hatte, war der glanzlose Zustand, in dem er Henriettens Tochter erblickte, nahe zu Herzen gegangen; er hatte sie daher in seine Wohnung aufgenommen, bis sich eine Gelegenheit fände, sie dem Könige vorzustellen. Diese Gelegenheit zeigte sich bald. Nach einer Musterung, die er über sein Garde-Regiment gehalten, ging der König mit dem Grafen Rotofski in den Gärten seines Palastes spa-

zieren und drückte ihm seine Zufriedenheit mit dem Manöuvre aus. Der Graf antwortete, er habe ein Mädchen zu Hause, das in den militärischen Uebungen geschickter sei, als der erste Meister. Der König wünschte sie zu sehen. Sie erschien in der Uniform eines Gardegrenadiers. Der König wurde durch ihren Anblick gerührt: ihre Züge verkündigten ihm, daß es seine Tochter sei. Er umarmte sie, nannte sie sein Kind und gab ihr den Titel einer Gräfin Orzelska. Einige Tage nachher sicherte er ihr einen ansehnlichen Jahrsgehalt zu und schenkte ihr einen prächtigen und auf's Reichste möblirten Palast. Als sie diese Wohnung bezogen hatte, brachte der König seine Abende bei ihr zu; der ganze Hof stellte sich ein; sie genoß alle Ehrenbezeugungen einer legitimen Prinzessin. Der König führte sie nach Sachsen und entfaltete alle seine Pracht vor ihren Augen. Viele Damen bemühten sich, das Herz des Monarchen zu gewinnen, allein umsonst, es schlug nur noch für seine Kinder. Einzig beschäftigt mit dem Glück einer so theuren Tochter, vermählte er sie mit einem Prinzen von Holstein-Beck. Die Hochzeit wurde mit wahrhaft königlicher Pracht gefeiert; die Festlichkeiten dauerten mehrere Wochen lang ununterbrochen fort, und Friedrich Augusts Hof war bis zum Tode dieses Königs der glänzendste in Europa.

Staatl. Bibliothek Passau

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pöllnitz, Karl Ludwig <<von>>,

Das galante Sachsen geheime Chronik des sächsischen Hofs unter den Churfü rsten Johann Georg IV. und Friedrich August II., König von Polen

Stuttgart 1837

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/Mch (b) 37
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11343378-8